

namentlich gab er 1642 zwei Folgen Thierstücke heraus. Sein Sterbejahr ist unbekannt. Unter seinen Schülern war Dav. Koning der berühmteste

G.

G, f. Ton und Tonarten; **G-Schlüssel**, f. **Violinschlüssel**.

Gäa, lat. Tellus, d. h. die Erde, eine kosmologische Gottheit der Alten, entstand nach den ältesten griech. Sagen aus dem Chaos. Sie gebar ohne befruchtende Liebe aus sich selbst den Uranus (Himmel), die Gebirge und den Pontus (Meer); hierauf von Uranus befruchtet den Oceanus, Koös, Kreios, Japetos, Hyperion, die Theia, Rheia, Mnemosyne, Themis, Phöbe, Thetys, den Kronos, die Cyclopen und Hekatoncheiren oder Centimanen, Titanen (s. d.) genannt. Da Uranus aus Mistrauen jedes dieser Kinder gleich nach der Geburt einkerzte, gab sie ihrem Sohne Kronos jene bekannte Hippe, womit dieser seinen Vater entmannte. Sie selbst, durch die auf sie dabei niederfallenden Blutstropfen befruchtet, gebar die Erinyen, Giganten und melischen Nymphen, später von ihrem Sohne Pontus den Neireus, Thaumas, Phorkys, die Keto und Euribia. Mit Kronos, der seine Kinder verschlang, ebenfalls unzufrieden, erzog sie heimlich ihrer Tochter Rheia Sohn Zeus (s. Jupiter), dem sie, als er erwachsen, zum Throne des Kronos verhalf. Später kommt G. nicht mehr sehr vor, hat jedoch noch einige Orte, wo sie verehrt wurde, wie auf der Akropolis in Athen. Delphi soll sie der Sage nach in frühester Zeit allein oder mit Poseidon gemeinschaftlich besessen, dann aber an Themis, von der es Apollon empfing, abgetreten haben.

Gabälis (Graf von), eine vom Abbe de Villarö (s. d.) fingirte Person.

Gabel. Im Alterthume bediente man sich beim Essen weder der Gabel noch des Messers; die Speisen wurden zerlegt aufgetragen, da die mehr liegende Stellung, die man bei Tische einnahm, den freien Gebrauch der einen Hand hinderte. Wenn man auch später, um die Speisen nicht mit den Fingern erfassen zu müssen, kleine Stäbchen einführte, so waren dies doch immer keine Gabeln in der gegenwärtigen Form; diese sind vielmehr eine ital. Erfindung, kommen, wenn man bildlichen Darstellungen trauen darf, als Zubehör zum Messer zuerst im 12. Jahrh. vor und waren das ganze Mittelalter hindurch und bis zu Anfange des 16. Jahrh. in Frankreich und Deutschland und bis zu Anfange des 17. Jahrh. in England, wie noch gegenwärtig in Spanien, im Innern Russlands, in China, wo man mit kleinen Stäbchen isst, und anderwärts, sehr selten. Man hielt sie für einen überflüssigen Luxusartikel, weshalb denn auch bei ihrer ersten Einführung in Frankreich im Kloster St.-Maur ernstliche Streitigkeiten über deren Gebrauch zwischen den ältern und jüngern Brüdern ausbrachen und in mehreren Klosterordnungen Verbote derselben sich finden.

Gabel, eine kleine Stadt im bunzlauer Kreise des Königreichs Böhmen, mit 2100 E. an der Landstraße von Münchengrätz nach Zittau im rauhen Grenzgebirge, ist merkwürdig durch ein Gefecht zwischen den Oestreichern und Preußen im J. 1757, welches zum Nachtheil der Letztern ausfiel. Auch im bair. Erbfolgekriege verschanzte sich hier 1778 die Avantgarde des Loudon'schen Corps, die aber in Folge des schnellen Vordringens des Prinzen Heinrich von Preußen durch die unwegsamen Gebirge und Wälder über Rumburg abge schnitten und zum Theil gefangen wurde.

Gabelbeichsel, oder auch **Kluf t d e i c h s e l**, nennt man die aus zwei Deichselbäumen bestehende Vorrichtung, zwischen welcher das Hinterpferd eingespannt wird, das deshalb auch wol **G a b e l p e r d** genannt wird. Bei allen Artillerien, welche das engl. Laffetirungssystem, die Blocklaffete, angenommen haben, hat auch die Gabelbeichsel eingeführt werden müssen, weil sie von diesem Systeme unzertrennlich ist. Bei denjenigen Artillerien, die das Wandlaffetensystem haben, gewöhnlich das Gribeauval'sche genannt, sind zwei Pferde nebeneinander an die Proge gespannt; die Deichsel oder Stange befindet sich dann zwischen ihnen, und sie pflegen deshalb Deichsel- oder Stangenpferde zu heißen. Ob die Gabel- oder Stangenbeichsel vortheilhafter sei, gehört zu den noch nicht entschiedenen Streitfragen der Artilleristen.

Gabelenz (Hans Konon von der), Geh. Kammer- und Regierungsrath zu Altenburg, ein bekannter Sprachforscher, geb. daselbst am 13. Oct. 1807, der einzige Sohn des am 7. März 1831 verstorbenen Geh. Rath's und Kanzlers Hans Karl Leopold von der G., erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und seit 1825 auf den Universitäten zu Leipzig und Göttingen, worauf er 1829 in den sachsen-altenburg. Staatsdienst trat, in welchem er 1831 zum Kammer- und Regierungsrath und 1843 zum Geh. Kammer- und Regierungsrath befördert wurde. Einen Ruf als Curator der Universität zu Jena im Anfange des J. 1844 lehnte er ab. Frühzeitig bildete sich bei ihm die Neigung aus, fremde Sprachen zu erlernen, und mit einem glücklichen Gedächtnisse und seltenem Scharfsinne versehen, drang er schnell in den eigenthümlichen Charakter eines jeden Idioms ein. Schon als Gymnasiast suchte er sich die Sprache der Chinesen anzueignen; als Student, ohne sein eigentliches Fachstudium, das der Rechte, zu vernachlässigen, wurde er auf die übrigen Sprachfamilien des östlichen Asiens hingeleitet. In Göttingen begann er das Studium der Mandchusprache, der einzigen des in Ostasien weit verbreiteten tungussischen Stammes, der literarisch angebaut worden ist. Ungeachtet der spärlichen und meist mangelhaften Vorarbeiten von P. Amnot, Langlès, Rémusat und Klaproth, unternahm er es, da ihm einige in China gedruckte Originalwerke zu Gebote standen, in den „*Eléments de la grammaire mandchoue*“ (Altenb. 1833) eine neue Grammatik der Mandchusprache zu bearbeiten, in der er diese Sprache nach ihrer ganzen Individualität in concisen Regeln entwickelte. Von seinen übrigen Forschungen in den ostasiatischen Sprachen hat er bis jetzt wenig bekannt gemacht. In der von ihm mitbegründeten „*Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes*“ lieferte er einige interessante Aufsätze über das Mongolische. Neben diesen orient. Studien und der Thätigkeit, die seine öffentliche Stellung verlangte, wendete er in Verbindung mit einem Jugendfreunde, J. Löbe, seinen Fleiß den ältern Zweigen des german. Sprachstammes zu, namentlich der gothischen Bibelübersetzung des Wlfila (s. d.), von der sie eine neue kritische Ausgabe nebst lat. Uebersetzung (Bd. 1 und 2, Abth. 1, Altenb. 1836 und Lepz. 1843, 4.) lieferten, der bereits ein goth. Glossar beigegeben ist und eine goth. Grammatik folgen wird. Nachher den Sprachen des finnisch-tatarischen Sprachstammes sich zuwendend, war er der Erste in Deutschland, der dieselbe nach rationalen Grundsätzen zu bearbeiten unternahm. Er lieferte eine Grammatik der mordwinischen Sprache in der erwähnten Zeitschrift (Bd. 2) und demnächst die „*Grundzüge der sibirianischen Grammatik*“ (Altenb. 1841). Auch besitzt er ein glückliches Talent für Poesie und hat namentlich mehre Scott'sche Dichtungen in der gelungensten Weise übersezt; doch ist davon wenig gedruckt worden.

Gabelle, so viel wie indirecte Steuer; in Frankreich eine Salzsteuer, die, während der Revolution abgeschafft, durch Napoleon wieder eingeführt wurde. — *Gabella emigrationis*, s. Abzugsgeld.

Gabii, eine alte Stadt in Latium, zwischen Rom und Präneste (jetzt Palestrina) nahe bei dem heutigen Lago di Castiglione gelegen, kam der Sage nach durch die List des Sertus Tarquinius in röm. Gewalt. Einst groß und mächtig, durch alten Juno-Cultus berühmt, versiel sie schon früh und lag zu Augustus' Zeit in Trümmern. Die Steinbrüche in ihrer Nähe lieferten den Römern vortreffliche Bausteine. — *Gabinus cinctus* hieß bei den Römern eine von den Gabinern hergenommene, bei Opfern und andern heiligen Gebräuchen übliche Schürzung der toga, die sich auch auf antiken Bildwerken dargestellt findet.

Gabinus (Aulus), ein Römer aus plebejischem Geschlecht, machte als Volkstribun im J. 67 v. Chr. den Vorschlag zu dem Gesetze (lex Gabinia), durch welches zur Führung des See- ränberkriegs dem Pompejus, den er nachher in den asiat. Kriegen als Legat, auf seine Bereicherung bedacht, begleitete, eine ungemeine Macht übertragen wurde. Durch den Einfluß der Triumvirn für das J. 58 mit L. Calpurnius Piso zum Consul ernannt, unterstützte er den Clodius in seinen Feindseligkeiten gegen Cicero. Als Statthalter Syriens nahm er sich 57 der Sache des Hohenpriesters Hyrkanus gegen dessen Bruder Aristobulus und Neffen Alexander an und besiegte die Letztern vornehmlich durch seinen Legaten M. Antonius. Um Cäsar's und Pompejus' Willen zu genügen und reichen Lohn zu erwerben, setzte er den Ptolemäus Auletes mit Gewalt wieder in Aegypten ein; während der Zeit wurde seine Provinz von räuberischen Arabern durchzogen, und in Judäa brachen durch Alexander die Unruhen wieder

aus, die er jedoch bei seiner Rückkehr unterdrückte. Als er, durch Crassus gedrängt, im J. 55 nach Rom zurückgekehrt war, wurde er, weil er ohne Auftrag von Senat und Volk seine Provinz verlassen und von Kriegsmacht entblößt hatte, wegen beleidigter Majestät des Volks angeklagt. Der Einfluß des Pompejus, der selbst den Cicero für ihn gewann, und Derer, die er bestochen, befreite ihn von dieser Anklage; bei der zweiten, wegen Exprobrationen, und der dritten, wegen Amtserfleichung, drang indes der Unwille des Volks und der Haß der röm. Ritter durch, die er, da er sich in Syrien bereicherte, ebenso wenig geschont hatte als die Provinzialen. Er wurde verurtheilt und sein Gut eingezogen. Aus dem Exil, in das er gegangen, rief ihn im J. 49 Cäsar zurück, der ihm nach der Schlacht bei Pharsalus ein militairisches Commando anvertraute; auf dem Zuge durch Dalmatien wurde er durch Angriffe der Dalmatier genöthigt, sich in die feste Stadt Saloná zu werfen, wo er zu Anfange des J. 47 v. Chr. starb.

Gabler (Joh. Phil.), ein protestantischer Theolog, der sich um biblische Kritik und Ergeße Verdienste erwarb, geb. am 4. Juni 1753 zu Frankfurt am Main, bezog, nachdem er sich mit der classischen Literatur und schon damals mit der Wolf'schen Philosophie und Baumgarten'schen Theologie beschäftigt hatte, 1772 die Universität zu Jena. Dem forschenden Jünglinge konnte, seit ihm in Jena nicht allein in der Philosophie sondern auch in der biblischen Hermeneutik und Kritik ein neues Licht aufgegangen, das Studium der Theologie in der damals üblichen Form nicht genügen. Fest entschlossen, es aufzugeben, söhnten ihn Griesbach's Vorlesungen, der 1775 in Jena austrat und kurz zuvor sein Neues Testament herausgegeben hatte, wieder mit der Theologie aus. Er erhielt 1780 eine theologische Repetentenstelle in Göttingen, wurde 1783 Professor der Philosophie am Gymnasium zu Dortmund und zwei Jahre später Professor in Altdorf und zugleich Diakonus an der dasigen Stadtkirche. Nachdem er 1787 Doctor der Theologie geworden und 1793 in die zweite theologische Professur und in das Archidiaconat eingerückt war, wurde er 1804 als Professor der Theologie nach Jena berufen, wo er 1812, nach Griesbach's Tode, in die erste theologische Professur aufrückte und als Geh. Kirchen- und Consistorialrath am 17. Febr. 1826 starb. Unter seinen Schriften sind vorzugsweise zu erwähnen seine Ausgabe von Eichhorn's „Urgeschichte“ (2 Bde., Altd. 1791—93), der die Einleitung und die hinzugekommenen Anmerkungen bleibenden Werth sichern; der „Neue Versuch über die Mosaïsche Schöpfungsgeschichte“ (Altd. 1795), ein Nachtrag zur „Urgeschichte“; sowie sein „Theologisches Journal“ (16 Bde., Nürnberg. 1796—1811), das er anfangs mit Hänlein, Ammon und Paulus, später allein herausgab. In allen seinen Schriften, namentlich auch in mehreren seiner zahlreichen Programme und Dissertationen, zeigte er sich als scharfsinnigen Kritiker und gründlichen Gelehrten. Vgl. Schröter, „Erinnerungen an G.“ (Jena 1827).

Gabler (Georg Andr.), des Vorigen Sohn, ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Berlin, geb. zu Altdorf am 30. Juli 1786, setzte die bereits zu Altdorf begonnenen Studien von 1804—7 zu Jena fort, wo damals auch Hegel lehrte, dessen eifrigster Zuhörer und Schüler er war. Nachdem er kurze Zeit im Schiller'schen Hause in Weimar und von 1808 an in Nürnberg Hauslehrer gewesen, kam er zu Ostern 1811 an das Gymnasium zu Ansbach. Von hier wurde er 1817 als Professor an das Gymnasium zu Bairreuth versetzt und 1821, in Folge eines Rufes an das Gymnasium zu Frankfurt am Main zum Rector befördert. Als 1824 über dem Gymnasium noch eine Lycealclasse errichtet wurde, erhielt er die Direction der gesammten Studienanstalt, der noch in demselben Jahre die Ernennung zum Kreis-scholararchen folgte. Auch in der Sphäre des Schuldienstes, in der er länger festgehalten wurde, als es ihm erwünscht war, beschäftigte er sich eifrig mit der Philosophie, und da in dieser Zeit die wichtigsten Werke Hegel's erschienen waren, so fand er in der Hegel'schen Lehre die „absolute Befriedigung seines Denkens und Erkennens“. Namentlich bestrebte er sich, durch möglichst klare Darstellung die Principien und den Standpunkt dieses Systems dem allgemeinen Verständniß zugänglich zu machen, und suchte diesen Zweck durch sein „Lehrbuch der philosophischen Propädeutik als Einleitung zur Wissenschaft; erste Abtheilung: Die Kritik des Bewußtseins“ (Bd. 1, auch unter dem Titel „System der theoretischen Philosophie“ Erlang. 1827) nicht ohne glücklichen Erfolg zu erreichen; doch ist die Fortsetzung dieses Werks unterblieben. In einem höhern Grade wurde die Aufmerk-

samkeit auf G. gerichtet, als er nach Hegel's Tode, nachdem mit der Wiederbesetzung des dadurch erledigten Lehrstuhls längere Zeit gezögert worden war, als Nachfolger desselben nach Berlin berufen wurde und zu Ostern 1835 diesem Rufe folgte. In seinem Antrittsprogramm „De verae philosophiae erga religionem christianam pietate“ (Berl. 1836) suchte er die Übereinstimmung der Hegel'schen Philosophie mit den christlichen Religionsdogmen nachzuweisen; in neuester Zeit hat er die Hegel'sche Philosophie namentlich gegen die Angriffe Trendelenburg's in dessen „Logischen Untersuchungen“ durch eine sehr ausführliche Recension zu vertheidigen gesucht, die als selbständige Schrift unter dem Titel „Die Hegel'sche Philosophie. Beiträge zu ihrer richtigern Beurtheilung und Würdigung“ (Heft 1, Berl. 1843) erschienen ist.

Gabriel, d. h. Mann Gottes, ist nach der spätern jüd. Mythologie einer der sieben Erzengel, der dem Propheten Daniel seinen Traum auslegte und die künftige Erscheinung des Messias verkündigte. Er offenbarte dem Zacharias die Geburt des Johannes und der Maria die Geburt des Heilandes. Nach den Rabbinen ist er der Todesengel für Israeliten, und alle israel. Seelen werden an ihn abgeliefert; nach dem Talmud der Fürst des Feuers und über den Donner und das Reifen der Früchte gesetzt. Er brannte auf Jehovah's Geheiß den Tempel an, ehe Nebukadnezar's Krieger ihn anzündeten. Auch wird er zufolge des Talmuds einst auf den Fisch Leviathan Jagd machen und ihn überwältigen. Nach der mohammedan. Sage ist er einer der vier von Gott besonders begnadigten Engel, der die göttlichen Rathschlüsse aufzeichnet und dem Mohammed den ganzen Koran eingegeben hat.

Gabrielli (Catharina), eine der berühmtesten Sängerinnen des 18. Jahrh., geb. zu Rom 1730, die Tochter eines Kochs, genoß den Unterricht Garcia's (lo Spagnoleto) und Porpora's und sang seit 1747 auf dem Theater von Lucca mit allgemeiner Bewunderung. Kaiser Franz I. berief sie nach Wien, wo der Unterricht des Metastasio ihre Bildung vollendete. Mit ihrem Gesang verband sie ein anmuthiges Spiel. Im J. 1765 folgte sie dem Rufe der Kaiserin Katharina nach Petersburg; zehn Jahre darauf ging sie nach London; im J. 1777 kehrte sie nach Italien zurück. Gegen 1780 begab sie sich nach Mailand, wo sie noch durch ihren Gesang Alles in Erstaunen setzte. Sie starb 1796. Ihr Talent war mit vielem Eigensinn gepaart, sodas die Sänger sich scheuten, mit ihr aufzutreten, was zu vielen Anekdoten Veranlassung gab.

Gacon (Franz.), ein franz. satirischer Dichter, geb. zu Lyon 1667, war eine Zeit lang Mitglied des Oratoriums, trat dann aus dieser Congregation, um desto ungebundener seinen satirischen Gelüsten sich hingeben zu können. Gegen das Ende seines Lebens nahm er aber wieder das Mönchsgewand, wurde Prior in Baillon bei Beaumont-sur-Dise und starb daselbst am 15. Nov. 1725. Am bekanntesten sind unter seinen Schriften „Le poète sans fard“ (1696), „L'Anti-Rousseau“ (1712), „L'Homère vengé“ (1715), „Emblèmes ou devises chrétiennes“ (1714 und 1718) und „Le secrétaire du Parnasse“ (1723). Auch lieferte er eine metrische Uebersetzung des Anakreon (2 Bde., 1712).

Gadebusch, eine alte Stadt im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz mit 1800 E., ist durch mehre Schlachten in ihrer Nähe denkwürdig, so namentlich durch die im J. 1283, in welcher die Söhne Heinrich's I. von Braunschweig über die Sachsen und Brandenburger siegten und die am 20. Dec. 1711, wo die Schweden unter Steenbock den Sieg über die Dänen davontrugen. Bei dem nahen Dorfe Wöbbelin fiel in einem Gefechte am 26. Aug. 1813 Theodor Körner (s. d.). Unter einer alten Eiche wurde er daselbst bestattet, und neben ihm ruhen seit 1815 seine Schwester und seit 1831 sein Vater.

Gaeta, Stadt und Festung am Mittelländischen Meere, in der neapolit. Provinz Terra di Lavoro, auf einer kleinen schroffen Landzunge, welche nach Virgil ihren Namen von Cajeta, des Aeneas Amme, erhalten haben soll, der Sitz eines Bischofs, zählt 14000 E. und ist eine der stärksten Festungen in Europa. Im Castell wird der Leichnam des Connetable Karl von Bourbon aufbewahrt; sein prachtvolles Grabmal ist jedoch zerstört. Unter den Gebäuden zeichnen sich die Kathedrale des heil. Erasmus und der Thurm, den Kaiser Friedrich Nothbart erbaut haben soll, durch Bauart und Höhe aus. Die Umgebungen der Stadt sind reizend und mit einer Menge von Landhäusern geziert. G. wurde schon vor Roms Erbauung gegründet und diente fortwährend vielen vornehmen Römern zum Aufenthalts-

orte. Antoninus Pius legte den Hafen an. Nach dem Untergange des röm. Reichs hatte es eine Zeit lang republikanische Verfassung und wurde darauf von Herzogen regiert, die den Pappi als Lehnsherrn anerkannten, bis es 1435 König Alfons V. von Aragonien eroberte, worauf es mit Aragonien vereinigt wurde und später an Neapel kam. Wie schon in früherer Zeit, so hat es auch in der neuern mehrer denkwürdige Belagerungen erfahren. Von den Östreichern unter dem General Daun wurde es 1702 drei Monate belagert und hierauf mit Sturm genommen. Durch ein vereinigt frantz.-span. und sardin. Armeecorps 1734 belagert, ergab sich die Besatzung, nachdem sie sich vom Anfange Apr. bis zum 6. Aug. vertheidigt hatte, auf ehrenvolle Bedingungen. Seitdem noch mehr befestigt, wurde es 1806 von den Franzosen unter Masséna belagert. Der Commandant der Festung, der heldenmüthige Prinz Ludwig von Hessen-Philippsthal, verweigerte nämlich, als die neapolit. Regierung dem frantz. Heere im Febr. 1806 den Besitz von G. zugesichert hatte, die Übergabe und nöthigte den Feind zu einer förmlichen Belagerung. Der Prinz hielt sich bis zum Juli, als eine fast tödtliche Verwundung durch eine Bombe ihn nöthigte, sich nach Sicilien überschiffen zu lassen, worauf die Festung am 18. Juli capitulirte. Auch in den J. 1815 und 1821 widerstand G. längere Zeit den Östreichern.

Gaëta (Mart. Michel Charl. Gaudin, Herzog von), ein ausgezeichnete frantz. Staatsmann, der um das Finanzwesen sich große Verdienste erwarb, geb. am 19. Jan. 1756 zu St.-Denis, der Sohn eines Advocaten, widmete sich ebenfalls dem Studium der Rechte und wurde schon in seinem 22. Jahre Bureauchef einer Abtheilung des Steuerdepartements. Als man die Finanzverwaltung 1789 einer Nationalaschakammer übertrug, wurde er zum Mitgliede der mit ihrer Leitung beauftragten Commission ernannt. Als man ihm 1792 und 1793 die gebetene Entlassung nicht gab, zog er sich 1794 in die Gegend von Soissons zurück. Hier erfuhr er, daß ihn das Directorium zum Finanzminister ernannt habe; er schlug indessen diese Stelle aus sowie auch die eines Commissairs bei dem Nationalschätze, die ihm vom Rathe der Fünfhundert angetragen wurde. In der Schreckenszeit gelang es ihm, durch Cambon's Vermittelung die 48 alten Finanzeinnehmer zu retten, welche der Convent aus Unwissenheit in das Decret mit inbegriffen hatte, demzufolge die 60 Generalpächter als Opfer des Revolutionsgerichts fielen. Nach dem 18. Brumaire ernannte ihn Bonaparte zum Finanzminister, und ihm gebührte als solchem der Ruhm, zuerst Ordnung und Festigkeit in die frantz. Finanzen gebracht zu haben. Er wurde 1808 zum Grafen, 1809 zum Herzog von Gaeta ernannt und leitete das Finanzministerium bis zur Restauration. Während der Hundert Tage wurde er von Napoleon zum Pair erhoben. Von 1815—18 war er Mitglied der Deputirtenkammer, 1820 Gouverneur der frantz. Bank, in welcher Stelle er 1834 durch den Grafen d'Argout ersetzt wurde. Seitdem lebte er in der Zurückgezogenheit auf seinen Gütern zu Jennevillers in der Nähe von Paris, wo er am 5. Nov. 1841 starb. Seine „Mémoires, souvenirs, opinions et écrits de M. G., duc de G.“ (2 Bde., Par. 1826, nebst einem Supplementbande 1834) sind für die Geschichte des frantz. Finanzwesens von 1800—20 von ungemeiner Wichtigkeit. Nächstdem sind noch zu erwähnen sein „Aperçu sur les emprunts“ (Par. 1817) und die „Notice historique sur les finances de la France depuis 1800 jusqu' au 1 avril 1814“ (Par. 1818).

Gagarin, eine fürstliche Familie in Rußland, die ihren Ursprung von Kurik, dem Beherrscher von Starodub ableitet. Der merkwürdigste derselben ist **Matthias G.**, Generalgouverneur von Sibirien unter Peter I. Als der Krieg mit Karl XII. für Peter eine üble Wendung nahm, faßte G. den Entschluß, Sibirien von Rußland loszureißen und sich daselbst zum selbständigen Beherrscher zu erheben. Aber ehe er noch sein Vorhaben ausführen konnte, wurde er zu Petersburg festgenommen und vor den Fenstern des Senats erhängt, nachdem ihm Peter vergeblich Verzeihung verheißen hatte, wenn er sich selbst schuldig bekannte.

Gagat, s. Braunkohle.

Gagern (Hans Christoph Ernst, Freiherr von), bekannt als politischer Schriftsteller, Redner und Staatsmann, geb. zu Kleinniederheim bei Worms am 25. Jan. 1766, kam frühzeitig in nassau-usingische Dienste und war seit 1791 Gesandter beim Reichstage, dann nassau-weilburgischer Gesandter in Paris und hierauf Geh. Rath und Regierungspräsident, bis Napoleon's Decret, daß kein auf dem linken Rheinufer Geborener in einem nicht zum

franz. Reiche gehörenden Staate Dienste leisten dürfe, ihn nöthigte, seine Entlassung zu nehmen. Hierauf wendete er sich nach Wien, wo er mit Hormayr und dem Erzherzoge Johann in genauer Verbindung stand und 1812 einen vorzüglichen Antheil an dem Entwurfe zu einem neuen Aufstande in Tirol nahm. Als jedoch dieser letztere an der Aufhebung eines engl. Couriers in Brünn scheiterte, wurde er 1813 aus Osterreich entfernt, worauf er in das russ.-preuß. Hauptquartier und dann nach England ging. Im J. 1814 wurde ihm als dirigirendem Staatsminister die Verwaltung der oranischen Fürstenthümer übertragen, und 1815 nahm er als Gesandter des Königs der Niederlande Theil an den Geschäften des Congresses zu Wien. In Paris bewirkte er sodann die Erweiterung des neuen Königreichs der Niederlande; doch vergebens waren seine Bemühungen um die Zurückgabe des Elsasses an Deutschland. Vom Könige der Niederlande zum Minister ernannt, bekleidete er bis 1818 die Stelle als Gesandter beim deutschen Bundestage. In seinem Briefwechsel mit dem Fürsten von Metternich, noch vor Eröffnung des Bundestags, drang er auf Ausführung solcher Maßregeln, welche die politische Einheit der deutschen Nation feststellen könnten. Auf dem Bundestage selbst, wo seine Botschaft durchgehend von Freimuth und Patriotismus zeigten, verwendete er sich namentlich nachdrücklich für Einführung landständischer Verfassungen in den deutschen Bundesstaaten; auch trug er darauf an, daß der Bundestag dem Großherzoge von Sachsen-Weimar seinen Dank bezeige für das 1816 zur Gewährleistung vorgelegte Verfassungsgesetz. Nachdem er 1820 vom niederländ. Hofe pensionirt worden war, privatisirte er auf seinem Gute Hornau bei Höchst im Hessen-Darmstädtischen. Als Mitglied der ersten Kammer des Großherzogthums Hessen seit 1820 hat er zwar niemals zu irgend einer systematischen Opposition gehört, wol aber oft mit hohem Eifer die Aufmerksamkeit der Regierung und der Stände auf patriotische und philanthropische Fragen zu lenken und weit über die Grenzen des Landes zu führen gesucht. Unter seinen Schriften erwähnen wir: „Die Resultate der Sittengeschichte“ (6 Bde., Frankf., dann Stuttg. 1808—22; 2. Aufl., Bd. 1—4, Stuttg. 1835—37); „Die Nationalgeschichte der Deutschen“ (2. Aufl., 2 Bde., Frankf. 1825—26), die bis zum Frankenreiche geht; „Mein Antheil an der Politik“ (Bd. 1—4, Stuttg. 1823—33, Bd. 5 und 6, Lpz. 1844), eine Art politischer Memoiren, und „Kritik des Völkerrechts“ (Lpz. 1840).

Sagern (Heinr. Wilh. Aug., Freiherr von), früher Abgeordneter zur zweiten Kammer des Großherzogthums Hessen, der Sohn des Vorigen, geb. 1799, studirte die Rechte in Göttingen, Jena und Heidelberg. Er war Mitkämpfer in der Schlacht von Waterloo, theilte sich dann den burschenschaftlichen Bestrebungen und wurde unter Denen genannt, die sich in der Stourdzja'schen Sache bereit erklärt hatten, die freie vaterländische Entwicklung des akademischen Lebens gegen die Verdächtigungen jenes Ausländers im Zweikampfe zu vertreten. Nach Beendigung seiner Studien trat er in den großherzoglich hess. Staatsdienst, wurde 1829 Regierungsrath und 1832 controlirender Beamter des Ministeriums des Innern und der Justiz. In einer 1827 erschienenen Schrift bekämpfte er mit Erfolg einen Antrag auf Verwandlung der dreijährigen in sechsjährige Finanzperioden und wurde 1832 Mitglied der zweiten Kammer, in der er an den meisten wichtigern Discussionen, zumal bei Principienfragen, im liberal constitutionellen Sinn Theil nahm. Da er nach Auflösung des Landtags mit mehren andern im Staatsdienste befindlichen Abgeordneten pensionirt wurde, nahm er seinen Abschied und verzichtete damit zugleich auf die ihm gebührende Pension; auch gab er einen neuen Beweis seiner Uneigennützigkeit, indem er die Absicht seiner Mitbürger, ihm durch Subscription diese Pension zu ersetzen, durch die Erklärung zurückwies, daß er sie nicht annehmen werde. Als Grundbesitzer zu den Landtagen von 1834 und 1835 wieder in die Kammer gewählt, gehörte er zu den Führern der Opposition, erschien aber, als deren Wirksamkeit immer geringer wurde, nicht mehr auf dem Landtage und entsagte zuletzt freiwillig durch Veräußerung eines Theils seines Grundbesizes der Wiedererwählung. Als einsichtiger und thätiger Landwirth von seinen Mitbürgern hochgeachtet, lebt er gegenwärtig auf einem Gute unweit Worms.

Gähnen (oscedo oder oscitatio) heißt die krampfhafteste Bewegung der Gesichtsmuskeln, bei welcher der Unterkiefer tief herabgezogen wird und ein langes, tiefes Einathmen und darauf ein Ausathmen stattfindet. Jede Ermüdung des Nervensystems, durch gewöhn-

liche Körperanstrengungen, durch längeres Ansehen oder Anhören einer wenig anziehenden Sache, ja auch durch längere angestrenzte Aufmerksamkeit auf einen interessanten Gegenstand ruft die Neigung zum Gähnen hervor. Ebenso entsteht es durch eine gewisse Ideenassociation beim Anblicke eines Gähnenden, oder wenn vom Gähnen gesprochen wird. Die Wirkung des Gähnens scheint eine Anregung zu erneuerter Thätigkeit der Lungen und somit des Blutkreislaufs zu sein, denn man fühlt sich unmittelbar nach dem Gähnen munterer und gestärkter als zuvor, und es kommt hierin das Gähnen mit dem Necken und Dehnen der Glieder (pandiculatio) überein, wie auch das Herabziehen des Unterkiefers beim Gähnen in der That eine Art jenes Gliederreckens, eine Ausdehnung der Muskeln ist. In manchen Krankheitszuständen, z. B. im Wechselfieber während des Frostes, ist die Neigung zum Gähnen bedeutend verstärkt.

Gährung ist der ganz allgemeine Name für die mit Gasentwicklung, also Blasenbildung und Bewegung in den Flüssigkeiten oder Verbreitung eines besondern Geruchs, verbundene freiwillige Zersetzung von Körpern organischen Ursprungs, wenn sie, dem Kreise des Lebens entzissen, den Einwirkungen der chemischen Verwandtschaft ihrer Bestandtheile unter sich und besonders auch der atmosphärischen Einflüsse ausgesetzt sind. Günstige Bedingungen für jede Gährung sind Zutritt von Luft und ein gewisser, nicht zu hoher und zu niedriger Wärmegrad sowie Gegenwart von Wasser. Auch wird manche Gährung nur dann eingeleitet, jede aber befördert, wenn man in die in Gährung zu versetzende Flüssigkeit eine in Zersetzung begriffene oder sich leicht zersetzende Substanz hineinbringt, z. B. alle stickstoffhaltige Körper, wie Käsestoff, Kleber u. s. w., ferner Sauerteig, die durch Gährung anderer Flüssigkeiten entstandene Hefe u. s. w. Diese blos durch ihre Gegenwart (durch Contact) wirkenden und auf die Natur der Producte keinen Einfluss äussernden Körper nennt man *Fermente*. Die Gährung ist sehr oft von der Bildung niederer Pflanzenformen, wie Schimmel u. s. w., oder auch niederer Thiere, wie Infusorien, begleitet; man ist aber noch nicht einig darüber, ob man diese Bildung als Ursache und wesentlich bedingendes oder nur als begleitendes Phänomen der Gährung ansehen soll. Die Gährung wird verhindert durch große Kälte, durch Hitze und Entfernung der Luft (Abkochen), durch Entfernung des Wassers (Austrocknen), endlich noch auf unerklärte Art durch die Gegenwart mancher Substanzen, wie Kreosot, Senföl u. s. w. Der Gährungsarten, die sich durch die Natur der Producte unterscheiden, kann es sehr viele geben. (S. Fäulniß.) Am meisten ist die Gährung des Zuckers unterzucht, welche mehre Stadien durchläuft; in der Regel geht der Zucker zuerst unter Kohlen säureentwicklung in *Alkohol* (s. d.) über; diese sogenannte weinige Gährung liegt den technischen Processen der *Branntweinbrennerei* (s. d.), des *Brauens* (s. d.) und *Brotbackens* (s. Brot) zu Grunde. Unter Zutritt der Luft geht dann weiter der Alkohol in saure Gährung über und verwandelt sich in *Essig* (s. d.). Unter gewissen Bedingungen sind die Zuckerarten auch einer andern Gährung fähig, welche darin besteht, daß die Flüssigkeit im ersten Stadium schleimig wird, daß im zweiten der Schleim in *Milchsäure* und im dritten die *Milchsäure* in *Buttersäure* sich verwandelt. Zum Zustandekommen oder wenigstens zur Vollendung der beiden letzten Stadien ist die Gegenwart von Alkalien nöthig.

Gaibach, ein Dorf im bair. Unterfranken mit 600 E. und einem Schloß, ist wegen der daselbst auf dem Kapellenberge errichteten Constitutionssäule merkwürdig, sowie wegen des daselbst am 27. Mai 1832 gefeierten Constitutionsfestes, das, obschon es nicht die Ausschweifungen, wie das zu *Hambach* (s. d.) in seinem Gefolge hatte, doch zur Verhaftung des Bürgermeisters *Behr* (s. d.) die Veranlassung gab.

Gail (Jean Bapt.), einer der gelehrtesten franz. Hellenisten neuerer Zeit, geb. am 4. Juli 1755 zu Paris, machte sich seit 1791 als Professor der griech. Literatur am Collège royal de France in kurzer Zeit sowol durch seine Vorlesungen wie durch literarische Arbeiten bekannt, die ihn jedoch wegen mehrer ihm eigenthümlicher Ansichten über Gegenstände der alten Geographie und Geschichte in viele Streitigkeiten verwickelten. Später wurde er Mitglied des Instituts, dann auch Conservateur der königlichen Bibliothek und starb am 5. Febr. 1829. Seine zahlreichen Werke bestehen theils in Übersetzungen und Ausgaben griech. Claffiker, wie des *Homer* (7 Bde., Par. 1801), *Herodot* (2 Bde., Par. 1823, nebst Atlas), *Thucydides*, *Xenophon*, *Lucian* u. A., theils in philologischen Commentaren, wohin wir na-

mentlich sein zwar reichhaltiges, aber wunderlich zusammengesetztes Collectivwerk „Le philologue, ou recherches historiques, géographiques, militaires, etc.“ (22 Bde., Par. 1814—28, nebst Atlas) zählen; auch sind nicht ohne Verdienst seine „Grammaire grecque“ (Par. 1799; 9. Aufl., 1818), nebst einem „Supplément, ou Idiotismes, etc.“ (Par. 1812), sowie der „Cours de langue grecque, ou extraits de différents auteurs, avec traduction interlinéaire en latin et en franç.“ (2 Bde., Par. 1797). Mehr Aufsehen noch erregte seine „Géographie d'Hérodote, avec atlas et les plans des batailles, etc.“ (2 Bde., Par. 1823). — Seine geistreiche Gattin, Sophie Garre, von der er sich aber wenige Jahre nach der Verbindung wieder trennte, erwarb sich durch ihre Compositionen einen bedeutenden Namen, insbesondere durch die einactige Oper „Les deux jaloux“ und die Oper „La sérénade“.

Gaillard (Gabr. Henri), franz. Geschichtschreiber, geb. in dem Dorfe Ostel bei Soissons am 26. März 1726, studirte anfangs die Rechte, widmete sich aber sehr bald der Literatur und später ausschließlich der Geschichte. Sein erstes Werk war eine „Rhétorique à l'usage des demoiselles“ (1746), und da diese gute Aufnahme fand, folgte 1749 eine „Poétique à l'usage des dames“. Von mehren andern Schriften dieser Art sind seine „Mélanges littéraires“ bemerkenswerth. Als Historiker trat er zuerst mit der „Histoire de Marie de Bourgogne, fille de Charles le Téméraire“ auf, der dann die „Histoire de François I“ (7 Bde., Par. 1766—69, 12.; neue Aufl., 5 Bde., 1818, und 4 Bde., 1819) und die „Histoire de Charlemagne, précédée de considérations sur la première race et suivie de considérations sur la seconde race“ (4 Bde., Par. 1772, 12.; neue Aufl., 2 Bde., 1819) folgten. Weiterschweifig, einseitig befangen und rhetorisirend stellte er Frankreichs auswärtige Verhältnisse zu England und Spanien dar in der „Histoire de la rivalité de la France et de l'Angleterre“ (11 Bde., Par. 1771—77, 12.; neue Aufl., 6 Bde., 1819) und „Histoire de la rivalité de la France et de l'Espagne“ (8 Bde., Par. 1801, 12.; neue Aufl., 1807). Zur „Encyclopédie méthodique“ lieferte er das „Dictionnaire historique“ (6 Bde., Par. 1791, 4.). Auch schrieb er mehre Lobreden, von denen die meisten Preise gewannen, unter Andern die Eloges auf Malezherbes, Descartes, Karl V., Heinrich IV., Corneille, Molière, Lafontaine, Bayard und den Präsidenten Lamoignon. Er starb als Mitglied der Akademie der Inschriften und der franz. Akademie am 13. Febr. 1806.

Gainsborough (Thom.), einer der berühmtesten engl. Landschaftsmaler, geb. 1727 zu Sudbury in Suffolthire, entwickelte frühzeitig sein bedeutendes Talent für die Malerei und hatte dann Gravelot in London zum Lehrer. Eins der ersten Mitglieder der königlichen Kunstakademie starb er in London am 2. Aug. 1788. Seine Portraits zeichnen sich durch schlagende Ähnlichkeit aus und zu den vorzüglichsten gehören die der königlichen Familie, des Componisten Abel und des Schauspielers Quin. Als beste Landschaften werden genannt The shepherd's boy, The fight between little boys and dogs, The sea-shore und The woodman in the storm. Am bekanntesten ist das in siegreicher Opposition gegen Sir Joshua Reynolds gemalte Bild The blue boy in der Devonshire-Galerie.

Gajus, früher minder richtig Cajus geschrieben, ein röm. Rechtsgelehrter, der zu den Zeiten der Kaiser Hadrian und Antoninus Pius (117—161) lebte. Seine „Institutiones“, eins der gangbarsten Lehrbücher des röm. Rechts bis auf Justinian, die Grundlage des gleichbenannten officiellen Lehrbuchs des Rechtssystems, welches eine wesentliche Stelle in der Justizreform Justinian's einnahm, und die einzige einigermaßen vollständige und systematisch geordnete Quelle der ältern Rechtswissenschaft der Römer, wurde lange Zeit für verloren erachtet und war nur aus einzelnen Stellen, welche andere Schriftsteller aufbewahrt hatten, aus Auszügen und Umarbeitungen bekannt. Nachdem zuerst Maffei zu Anfange des 18. Jahrh. zwei Blätter einer Handschrift des Werks in der Bibliothek des Domcapitels zu Verona aufgefunden, entdeckte Niebuhr 1816 eine vollständigere Handschrift auf seiner Reise als preuß. Gesandter nach Rom während eines zweitägigen Aufenthalts in Verona in einem sogenannten codex rescriptus der Briefe des heil. Hieronymus. Zwar konnte er anfangs nur so viel erkennen, daß ein altes juristisches Werk hier verborgen sei; allein aus dem Wenigen, was er dann in Paris Savigny in Beziehung auf seine Entdeckung mittheilte, rieth dieser sehr glücklich auf des G. Institutionen. Auf Niebuhr's Veranlassung schickte die Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1817 den Philologen Imm. Bekker und den Suri-

sten Göschen, denen sich freiwillig der Professor Bethmann-Hollweg anschloß, nach Verona, um den Inhalt des Werks genauer zu prüfen. Savigny's Vermuthung bestätigte sich; durch die vereinten Bemühungen der drei genannten Gelehrten wurde der größte Theil des Werks in Zusammenhang gebracht, bis auf die ganz unleserlichen Stellen hergestell't und (Berl. 1820) gedruckt. Nochmals verglich die Handschrift der Professor Blume, dessen Ergänzungen und Verbesserungen in einer neuen Auflage (Berl. 1825) nachgetragen wurden. Andere Ausgaben besorgten Heffter (Bonn 1830), Lachmann (Bonn 1841) und Böcking (Bonn 1841). Durch das Auffinden dieser Institutionen wurden eine Menge scharfsinniger und gelehrter Hypothesen über die röm. Rechtsgeschichte zerstört und über viele Punkte derselben ganz neue Ansichten eröffnet. Unter den durch dasselbe hervorgerufenen Schriften sind Ed. Gans' „Scholien zum G.“ (Berl. 1821) hauptsächlich bemerkenswerth.

Galaktometer oder Milchmesser ist ein von Cadet de Baux (f. d.) erfundenes, dem Aräometer (f. d.) sehr ähnliches Instrument, um den Gehalt der Milch nach Graden zu bestimmen; doch reicht dasselbe zur sichern Beurtheilung der Güte und Rahmhaltigkeit der Milch nicht aus. Dem Zweck entsprechender ist schon der von Neander, am sichersten der von Voigt erfundene Rahmmesser. Alle diese Instrumente sind indeß erst anwendbar, wenn die Milch einige Stunden gestanden hat. Dagegen hat neuerdings Donné ein Instrument (Lactoskop) erfunden, mit dem der Rahmgehalt der Milch sofort nach dem Ausmelken bestimmt werden kann.

Galanterie, von Montesquieu als die „delicate, leichte, ewige Lüge der Liebe“ bestimmt, bezeichnet im Allgemeinen das durch die Sitte der höhern Gesellschaft gebotene artige und feine Betragen gegen das weibliche Geschlecht. Indes geht die Galanterie nicht aus innerer Anerkennung der Tugenden oder selbst nur körperlichen Reize der Frauen hervor, sie erscheint vielmehr, in äußerlichen Formen und in der Etikette verharrend, nur als Ergebnis des sogenannten guten Tons oder der Sucht, selbst zu gefallen und durch Entwicklung von Wig und Esprit, die sich freilich nur auf der Oberfläche bewegen, wie durch Entfaltung anmuthiger äußerer Formen zu glänzen. Häufig verbindet man damit sogar den Nebenbegriff der Sinnlichkeit und der lockern Sitten, ja man beschönigte, zur Zeit ihrer höchsten Blüte, damit noch Ärgerlicheres; zuweilen verstand man darunter auch einen verbrecherischen Liebeshandel. Eine ganze Epoche, die Zeit Ludwig's XIV., nennt man nach ihr das Zeitalter der Galanterie, indem das Ritterliche des Mittelalters zuerst unter Franz I. und Heinrich IV. in das Chevalereske oder bloß Cavaliermäßige überging und sich abschwächte und sodann, als die gesellschaftlichen Verhältnisse Frankreichs immer demoralisirt wurden, in jene hoffähige, durch die Etikette bestimmte Form des Verkehrs zwischen beiden Geschlechtern ausartete, welche unter dem Namen der Galanterie allen noch so sittenlosen Liebeshändeln und Maitressenverhältnissen zum Deckmantel diente. Selbst Deutschland fühlte von mehren Höfen die verderblichen Rückschläge dieser Galanterie, der nur insofern ein gesundes Princip zu Grunde lag, daß sie das Weib als die Königin des gesellschaftlichen und conversationellen Verkehrs betrachtete.

Galatëa, eine Tochter des Nereus und der Doris, welche einer sicilischen Sage zufolge Polyphem liebte, aber keine Erwidderung fand, da G. den Acis, den Sohn des Faunus und der Symbäthis, vorzog. Aus Eifersucht zerschmetterte diesen Polyphem mit einem Felsstück, wobei G. nur mit Mühe ins Meer entkam. Acis wurde hierauf von ihr in einen Fluß oder in eine Quelle (Ions Acilius genannt) verwandelt. Diese sicilische Fabel ist der Gegenstand einer schönen Idylle des Theokrit. — Galatëa hieß auch die Tochter des Eurytius, die Gemahlin des Lamprus, die im Fall, daß sie eine Tochter gebäre, dieselbe tödten sollte. Als dieses wirklich eintrat, zog G. das Mädchen als einen Knaben unter dem Namen Leucippus auf. Später jedoch, als das Kind herangewachsen war, nicht mehr im Stande, die Sache ihrem Gemahl zu verheimlichen, flehte sie die Latona an, das Mädchen in einen Jüngling zu verwandeln, was die Göttin auch that.

Galatien, eine im Alterthume überaus fruchtbare Landschaft Kleinasien's, im Norden von Paphlagonien, im Osten vom Königreiche Pontus, im Süden von Phrygien, Lykaonien und Kappadocien, im Westen von Bithynien und Phrygien begrenzt, wurde von den Galatern bewohnt, einem Gemisch von Griechen und Galliern oder Kelten, daher die

Bewohner auch Gallograeci hießen und das Land selbst Gallograecia. Im 3. Jahrh. v. Chr. fielen nämlich große Scharen von Galliern unter Brennus in Griechenland ein, zogen dann erobernd weiter, nahmen Byzantium und die Küste von Propontis, gingen um 278 v. Chr., von dem Könige von Bithynien, Nikomedes, gerufen, über den Hellespont, erkämpften sich Troas und Nordphrygien und wurden von Attalus I., dem König von Pergamus, um 238 v. Chr. auf die oben angegebenen Grenzen Galatiens eingeschränkt. Die Verfassung Galatiens war früher rein aristokratisch, bis die zwölf Tetrarchen, welche neben einem legislativen Senat von 300 Alten sich in die Regierung theilten, die Herrschaft erblich an sich brachten, worauf einer derselben, Dejotarus (s. d.), gest. 30 v. Chr., unterstützt von Pompejus, sich den Königstitel aneignete. Nach dem Tode desselben kam das Reich an Amyntas, wurde aber schon 25 v. Chr. von den Römern erobert und zur Provinz gemacht, die unter dem orient. Kaiser Theodosius dem Großen in Galatia prima, mit der Hauptstadt Ancyra (s. Angora), und Galatia secunda, mit der Hauptstadt Pessinus, eingetheilt war. Hier befand sich im J. 53 und dann im J. 57 der Apostel Paulus, der einen seiner Briefe an die Galater richtete. — Galatia war bei den Griechen auch der Name von Gallien; im Mittelalter bezeichnete man damit die span. Provinz Galicien.

Galatsch, eine offene schlechtgebaute Stadt von ungefähr 10000 E. in der Moldau, an der Donau zwischen den Mündungen des Sereth und des Pruth gelegen, ist, da von ihr aus die Seeschiffahrt auf der Donau beginnt, durch ihre Lage dazu bestimmt, der Haupthafen der untern Donau sowie der Stapelplatz sämtlicher Donauländer, vorzüglich aber Ungarns, der Walachei und Moldau, nicht nur für ihren Verkehr mit dem Oriente insbesondere sondern überhaupt für den gesammten überseeischen Handel der letztgenannten Länder zu werden. In Folge dieser Lage hat sich der Verkehr der Stadt in neuester Zeit sehr gehoben und würde dies in noch höherm Grade gethan haben, wenn ihm nicht manche Hindernisse entgegenträten, wie oberhalb die Stromschnellen bei Drsova und am Ausflusse der Donau die Plackereien der Russen.

Galba (Servius Sulpicius), röm. Kaiser vom Juni 68—Jan. 69, geb. 5 v. Chr. aus angesehenem Geschlecht, bekleidete 32 n. Chr. das Consulat und zeichnete sich als Statthalter von Aquitanien unter Tiberius, von Germanien unter Caligula, von Afrika unter Claudius, vom tarraconensischen Spanien seit 60 unter Nero, durch Tapferkeit, Strenge und Gerechtigkeit aus. Schon bei Caligula's Tode drangen seine Freunde in ihn, sich des Throns zu bemächtigen; doch blieb er dem Claudius treu und erwarb sich dadurch dessen Gunst. Im J. 68 foderte ihn Julius Vindex, der mit den gallischen Legionen zuerst sich gegen Nero erhob, auf, die Imperatorwürde zu übernehmen. G. aber trat zunächst, da er auch die Kunde erhielt, daß Nero seine Hinrichtung beschloß, nur als Legat des röm. Tribunats und Volks gegen diesen auf, und erst als er die Nachricht von dessen Tode erhalten, ging er nach Rom, den Thron einzunehmen, den die Prätorianer ihm anboten. Bald indeß bestätigte sich, was schon in der letzten Zeit seiner Statthalterschaft sich gezeigt hatte, daß er die frühere Tüchtigkeit nicht mehr besaß. Rücksicht gegen habgierige Günstlinge, unzeitige Härte, vor Allem aber der Geiz, der ihn antrieb, den Soldaten die üblichen Geschenke nicht zu gewähren, machten ihn verhaßt. Die Legionen in Obergermanien foderten die Prätorianer auf, einen andern Kaiser zu wählen; G. hoffte sie dadurch zu beschwichtigen, daß er den Piso adoptirte und zum Mitregenten und Nachfolger erklärte, beleidigte aber damit den Dtho (s. d.), der als Statthalter von Lusitanien sich an G. angeschlossen hatte und nun von ihm den Dank erwartete. Dtho erregte die Prätorianer, denen auch bei Piso's Adoption kein Geschenk geworden, leicht zum Aufstande und ließ den Kaiser, als er am 15. Jan. 69, diesen zu stützen, sich über das Forum begab, niederhauen.

Gale (Thom. von), ein bekannter engl. Philolog und Geschichtschreiber, geb. in der Grafschaft York 1642, gest. als Mitglied der königlichen Gesellschaft und Dechant zu York am 8. Apr. 1709, machte sich besonders verdient durch seine „Opuscula mythologica, ethica et physica“ (Camb. 1671; Amst. 1688), welche eine Sammlung der griech. Mythographen enthalten, und durch seine Ausgabe der „Rhetores graeci“ (Drf. 1676), sowie der Schrift des Jamblichus „De mysteriis Aegyptiorum“ (Drf. 1678, Fol.); auch verdankt

man ihm die Fortsetzung der von Fullmann und Zell begonnenen Sammlung der engl. Chronisten, unter dem Titel „Historiae anglicanae scriptores quinque“ (Lond. 1687), und „Historiae britannicae, saxonicae etc. scriptores quindecim“ (Lond. 1691).

Galeasse war der Name für die größten Kriegsschiffe der Republik Venedig zur Zeit ihrer höchsten Blüte. Eine Galeasse war 160—170 F. lang, hatte drei Masten, war Ruder- und Segelschiff zugleich, führte 800—1200 M. am Bord und war auf dem Vorder- und Hintertheil mit Geschütz auf zwei Decken versehen. — Auch belegt man mit diesem Namen kleine in der Ostsee gebräuchliche Fahrzeuge.

Galeeren hießen sonst die der Galeasse (s. d.) ähnlichen, nur etwas kleineren Ruderfahrzeuge. Sie hatten 130—140 F. Länge, 16—20 F. Breite und auf jeder Seite 22—26 Ruder, deren jedes von der Ruderbank aus durch fünf Ruderknechte in Bewegung gesetzt wurde. Gewöhnlich führten sie nur zwei niedrige Masten mit dreispizigen Segeln und wenig Tauwerk. Auf dem Vordertheile, welches in einen langen Schnabel auslief, war ein Berdeck für die Kriegsmannschaft, unter demselben aber standen ein Vierundzwanzigspünder und ein oder zwei kleinere Geschütze zu dessen Seiten; auf dem Hintertheile hatten sie gewöhnlich zwei Sechspünder. Kleinere Galeeren nannte man *Galeoten* (s. d.). Die Galeeren waren schon im Alterthum, namentlich bei den Griechen bekannt und im Mittelalter die einzigen Kriegsschiffe. Früher nur im Mittelländischen Meere, so insbesondere während der Kreuzzüge im Gebrauche, kamen sie im 16. Jahrh. auch in die Ostsee, bis sie seit der Mitte des 17. Jahrh. durch geeignetere Schiffe mehr und mehr verdrängt wurden. Die Ruderknechte auf den Galeeren wurden *Galeerenknechten* genannt. Die Türken und die Barbarenstaaten verwendeten dazu meist gefangene Christen; die Staaten am Mittelländischen Meere, namentlich Frankreich und Italien, Verbrecher. Die Galeerenstrafe, eine der härtesten Strafen in Frankreich und andern am Meere gelegenen Staaten, entspricht der Festungsbaustrafe der Binnenländer. Sie ist entweder eine zeitige oder eine lebenslängliche, welche letztere den bürgerlichen Tod zur Folge hat. Die Sträflinge (*galériens*) werden gebranntmarkt, glatt geschoren, in grobe Luchröcke mit dem Zeichen GAL eingekleidet und zu Zweien aneinander geschmiedet. Die geringsten Vergehen werden mit den härtesten Strafen, und Selbstverstümmelungen, welche sie zur Arbeit unfähig machen, mit dem Tode bestraft. Seit der Abschaffung der Galeeren verwendet man sie zu andern schweren Arbeiten, zu Festungsbauen, Hafnarbeiten u. s. w. Früher in alten, für den Dienst unbrauchbar gewordenen Kriegsschiffen, deren Oberdeck mit einem hölzernen Hause versehen wurde, untergebracht, hat man seit der Mitte des 17. Jahrh. für ihre Aufbewahrung besondere Gebäude, die *Bagnos*, errichtet, für deren zweckmäßigere Einrichtung in der neuern Zeit, wo man auch an eine humanere Behandlung der Galeerensträflinge dachte, Mehres geschehen ist. Frankreich hat *Bagnos* zu Brest, Rochefort und Toulon.

Galen, s. *Kelten*.

Galen (Christoph Bernh. von), Bischof von Münster, ein Mann von seltenem Unternehmungsgeiste, einer der größten Heerführer seiner Zeit, war am 15. Oct. 1600 auf dem seiner Familie zugehörigen Gute *Bispink* in Westfalen geboren und erhielt bereits in seinem siebenten Jahre ein Kanonikat bei der Domkirche zu Münster. Nachdem er im dasigen Jesuitencollegium und auf den Universitäten zu Köln, Mainz, Löwen und Bordeaux seine Studien gemacht hatte, nahm er in der Folge theils durch Gesandtschaften, theils bei der innern Verwaltung an der Leitung der vaterländischen Angelegenheiten Theil. Als nach dem Tode des Kurfürsten Ferdinand's von Köln, der zugleich Bischof von Münster war, in Münster eine Sedisvacanz entstand und das Domcapitel sich dahin geeignet hatte, eine Wahl aus der Mitte des Capitels stattfinden zu lassen, wurde, aller Gegenbemühungen des Domdechanten *Mallingrott* ungeachtet, der inzwischen im Capitel zum *Treasurarius* aufgerückte G. am 14. Nov. 1650 zum Bischof gewählt. Mit Energie ergriff er sogleich die Zügel der Regierung. Nachdem er für Wiederherstellung der verfallenen Kirchenzucht, Beseitigung der herrschenden Hungersnoth und Förderung des Handels und Verkehrs gesorgt, suchte er sein Land von den fremden Truppen, die einige Theile desselben noch besetzt hielten, zu befreien. Kaum aber war ihm dieses gelungen, so wurde er durch innere Streitigkeiten, zu welchen der misvergnügte und mit seinen Declamationen gegen G.'s Wahl überall abgewiesene Dechant

Mallingkrott und die Stadt Münster Veranlassung gaben, nicht wenig beunruhigt. Als er indes sich anschickte, die Stadt förmlich einzuschließen, schickte dieselbe Gesandte ab, mit denen auch G. 1655 einen Vergleich abschloß; der Dechant Mallingkrott aber wurde nach eingeholtem auswärtigen Erkenntnisse seiner Würde im Capitel völlig verlustig, und als er später bei den Streitigkeiten der Stadt mit dem Bischöfe wegen ihrer Reichsfreiheit in das Stift zurückgekehrt war, gefangen genommen und nach Ottenstein abgeführt, wo er 1664 starb. Die Erbitterung der Stadt gegen den Bischof steigerte sich indes so sehr, daß der Agent der Stadt, van Aigema (f. d.), im Haag in Gegenwart des kaiserlichen Residenten ausrief: „Die Stadt wolle lieber den Türken, ja dem Teufel, als dem Bischöfe unterworfen sein, und die Religion bekümmere sie dabei nicht.“ Holland unterstützte die Stadt mit einer Anleihe von 25000 Fl.; der Kaiser bedrohte sie 1660 mit der Reichsacht und ließ 1200 M. Reiter in das Stift einrücken. Doch erst am 25. März 1661 kam der Vertrag wegen Übergabe der Stadt zu Stande, deren Besitz sich nun G. für immer durch kräftige Niederhaltung des unruhigen Geistes der Bürger zu sichern suchte, zu welchem Zwecke er namentlich auch eine Citadelle anlegen ließ. Nachdem er 1662 von dem Convente des Stifts Korvei zum Administrator der Abtei erwählt worden war, wurde er 1664 auf dem Reichstage zu Regensburg nebst dem Markgrafen Friedrich von Baden zum Director des Kriegswesens der rhein. Allianz ernannt, stellte nun sofort den größten Theil seiner Truppen mit gegen die Türken und eilte sodann selbst auf den Kriegsschauplatz. Nach seiner baldigen Rückkehr suchte er sich an den Vereinigten Niederlanden, von denen er kurz vorher empfindliche Beleidigungen nothgedrungen hatte erdulden müssen, zu rächen. Hierzu bot sich ihm die Gelegenheit in dem zwischen König Karl II. von England mit der niederländ. Republik ausgebrochenen Kriege. Er schloß mit England 1665 einen Vertrag, in welchem er sich verpflichtete, gegen ansehnliche Subsidien seiner Heer auf 15000 M. zu erhöhen und griff nun die Niederlande zu Lande an, während England dieselben zur See bekriegte. In dem durch Ludwig XIV. am 18. Apr. 1666 vermittelten Frieden versprachen zwar die Generalsstaaten alle im Gebiete des Bischofs noch besetzte Orte zu räumen; allein in der Herrschaft Borkelo mußte der Bischof dem Hoheitsrechte entsagen, und so hatte er doch seine Absicht nicht völlig erreicht. Nachdem er einen Streit mit dem Hause Braunschweig in Betreff der Abtei Korvei im J. 1671 glücklich beendet, trat er 1672 dem franz. Bündnisse gegen die ihm verhassten Niederlande bei. Er hatte bereits in denselben mit bedeutendem Erfolge gekämpft, als er durch die Überrumpelung in Coevorden am 20. Dec. 1672, wo er großen Verlust erlitt, und durch das Bündniß zwischen dem Kaiser und Kurbrandenburg, das sein eigenes Land bedrohte, sich zur Rückkehr nach Westfalen genöthigt sah, wo er sogleich die Offensive ergriff und in die Mark Brandenburg eindrang und mehre Orte besetzte. Der Kaiser hatte inzwischen, ihn als einen Feind des Reichs betrachtend, eine Aufforderung an dessen Heer erlassen, sich zur kaiserlichen Armee zu begeben, die zwar im Ganzen erfolglos blieb, aber eine Verschwörung in Münster hervorrief, welche den Zweck hatte, das Stift in die Hände der Kaiserlichen zu spielen, von dem Bischof jedoch, zeitig genug entdeckt, mit großer Strenge bestraft wurde. Vereint mit dem franz. Feldhern Turenne gelang es nun G., einen großen Theil der westfälischen Besitzungen des Kurfürsten von Brandenburg in seine Gewalt zu bringen, als er aber die Belagerung von Coevorden in Folge eines gewaltigen Sturms, der sein Lager unter Wasser setzte, mit bedeutendem Verluste hatte aufgeben müssen, war er um so mehr geneigt, 1674 mit den Verbündeten einen Friedensvertrag abzuschließen, in welchem er alle in den Niederlanden eroberte Orte, mit Einschluß von Borkelo und Ringen, herauszugeben versprach. Hierauf trat er 1675 dem Bunde des Kaisers gegen Frankreich bei und war nun ebenso eifrig auf Seiten des Reichs wie vorher auf Seiten Frankreichs. Im Aug. 1675 schloß er mit dem Könige von Dänemark und dem Kurfürsten von Brandenburg ein Bündniß gegen Schweden, wobei ihm vorzüglich der Angriff auf die damals Schweden gehörigen Herzogthümer Bremen und Verden zu Theil wurde. Nachdem im Aug. 1676 auch Stade, die Hauptstadt des Herzogthums Bremen, gefallen, schlossen nun der Bischof und die Herzoge von Braunschweig einen förmlichen Theilungsvertrag über die eroberten Herzogthümer, zufolge dessen ersterer das ganze Herzogthum Bremen nebst andern Orten erhielt. Hierauf ver-

stärkte er durch einen Theil seiner Truppen das kaiserliche Heer am Rhein und an der Mosel, einen andern schickte er nach Ostfriesland in die Winterquartiere. Im J. 1677 stellte er zufolge Vertrags 9000 M. dem Könige von Spanien gegen Frankreich und 5000 M. dem Könige von Dänemark gegen Schweden. Auch gerieth er mit Ostfriesland in Krieg, das er nur gegen bedeutende Geldzahlungen 1678 wieder räumte. Während der Friedensunterhandlungen zu Nimwegen, an denen er durch zwei Gesandte Theil nahm, erkrankte er zu Ahaus, wo er, um dem Schauplatz der Verhandlungen näher zu sein, seinen Aufenthalt genommen hatte, und starb daselbst am 19. Sept. 1678. Sein Leichnam wurde zuerst nach Kösfeld gebracht und dann im Dom zu Münster beigesetzt, wo ein prächtiges Denkmal seine Thaten verkündet. Seinen allzu militairischen und politischen Eifer suchte er dadurch zu verdecken, daß er jeder Zeit auch den Angelegenheiten der Kirche große Aufmerksamkeit widmete, und, wenn er daheim war, seine bischöflichen Functionen sorgfältig verrichtete und durch kirchliche Stiftungen ebenso sehr wie durch Kriegsthaten für seines Namens Gedächtniß besorgt war. Obschon er für einen gelehrten Fürsten galt, so fanden doch Wissenschaften und Künste, wenn man davon absieht, daß er Jesuiten begünstigte, wenig Unterstützung.

Galenus (Claudius), nach Hippokrates der berühmteste Arzt des Alterthums, geb. 131 n. Ch. zu Pergamus, war der Sohn des Nikon, eines Architekten, welcher auf seine Erziehung große Sorgfalt verwendete. Nachdem G. die Philosophie in ihrem ganzen Umfange, besonders aber die Aristotelische, studirt hatte, wendete er sich in seinem 17. Lebensjahre der Heilkunde zu, in der er in seiner Vaterstadt, in Smyrna und Korinth von verschiedenen berühmten Ärzten unterrichtet wurde. Hierauf reiste er, um seine Kenntnisse zu erweitern, nach Lykien und Palästina und hielt sich dann längere Zeit in Alexandrien auf, um in diesem Centralpunkte der damaligen gelehrten Welt sich in der Anatomie zu vervollkommen. Im 28. Lebensjahre nach Pergamus zurückgekehrt, wurde er als Arzt der Gladiatoren angestellt, in Folge eines Aufruhrs aber wendete er sich 164 nach Rom, wo er durch glückliche Curen und physiologische Vorlesungen sich bald großen Ruhm erwarb; mit seinen Standesgenossen dagegen, wie es scheint, nicht ohne eigene Schuld, in keinem guten Vernehmen stand. Als im J. 169 eine Pest in Rom ausbrach, kehrte er eiligst nach Pergamus zurück. Schon im folgenden Jahre wurde er indefs von den Kaisern Marcus Aurelius und Lucius Verus nach Aquileja gerufen und nach dem Tode des letztern vom erstern aufgefodert, ihn nach Germanien zu begleiten, was er jedoch ausschlug, um in Rom als Leibarzt des Commodus zu leben. Hier benutzte er seine Muße zur Ausarbeitung zahlreicher Schriften, von denen viele durch den Brand des Friedenstempels verloren gingen. Noch unter den Kaisern Pertinax und Septimius Severus lebte er in Rom und starb ums J. 200, ob in Rom oder in Pergamus, ist ungewiß. Nur der kleinere Theil seiner Schriften ist auf die Nachwelt gekommen; von den bis jetzt in Druck erschienenen und ihm zugeschriebenen sind 100 unzweifelhaft echt; gegen 80 noch ungedruckt in den Bibliotheken zerstreut. Sein Hauptverdienst besteht in der Bearbeitung der Anatomie und Physiologie, wodurch er einen sichern Grund für die Pathologie gewann und so mächtig auf die nachfolgende Zeit wirkte, daß er bis auf Paracelsus als unantastbare Autorität für alle medicinische Schulen galt. Die erste Ausgabe seiner gesammelten Schriften erschien in Venedig bei Aldus (5 Bde., 1525, Fol.), eine andere zu Basel (5 Bde., 1538, Fol.); mit einer lat. Übersetzung gab seine Werke zuerst heraus Charlier (zugleich mit dem Hippokrates, 13 Bde., Par. 1679, Fol.) und nachher Kühn (20 Bde., Lpz. 1821—30). Deutsche Übersetzungen einzelner Schriften lieferten Sprengel und Möldeke.

Galenisten, die Anhänger des Galenus (s. d.); auch eine Partei der Lausgerinneten (s. d.), so genannt nach Galenus de Haen.

Galeone oder **Galion** hießen sonst bei den Spaniern und Portugiesen große Kriegsschiffe mit drei Masten und drei bis vier Verdecke übereinander. Sie dienten besonders zur Überfahrt der Schätze aus Amerika und waren zum Schutze gegen die Seeräuber, mit schwerem Geschütz und Soldaten ausgerüstet. In weiterer Bedeutung verstand man unter **Galeone** jedes Schiff, welches nach Amerika ging, und daher unter **Galeonisten** die Kaufleute, welche mit Amerika Handel trieben.

Galeote oder **Galiote** nannte man eigentlich die kleinern Galeeren mit 16—20 Rudern, deren jedes aber nur von einem Ruderknechte in Bewegung gesetzt wurde. Später

bezeichnete man mit diesem Namen auch schon mittlere Fahrzeuge, deren man sich, weil sie sehr schnell segelten, öfter im Seekriege bediente. Die Ruderknechte waren zugleich Soldaten und mit einer Mustere bewaffnet; auch waren die Fahrzeuge zuweilen mit einigen Geschützen versehen. *Bombardiergaliothe* hieß ein solches Fahrzeug, wenn es zum Bombardement von Seeplätzen gebraucht wurde.

Galerie nennt man in der Baukunst ein langes, schmales Zimmer, welches dadurch vom Saale sich unterscheidet, daß es wenigstens dreimal so lang als breit ist. Da man die Galerien meist mit Gemälden, Bildhauerarbeit und andern Kunstwerken zu verzieren pflegt, so nennt man auch Sammlungen von Gemälden, Werken der bildenden Künste u. s. w. *Galerien*, wenn sie auch nicht in einen sondern in mehreren aneinanderstoßenden Zimmern sich befinden. (S. *Museum*.) Bisweilen gebraucht man *Galerie* auch für *Corridor* (s. d.). In den Theatern nannte man *Galerie* sonst die obersten, der Decke nächsten Plätze, gegenwärtig führen diesen Namen auch die vor den Logen ringsum laufenden Reihen der Plätze. — Im Allgemeinen heißen auch die beim *Minenbau* vorkommenden unterirdischen Gänge *Galerien*, während die aus der *Hauptgalerie* sich abzweigenden kleinern Gänge *Nameaux* genannt werden. Außerdem nennt man die unter dem Wall einer Festung oder eines detachirten Werks laufenden gemauerten, mit Gewehrscharten versehenen und zur Vertheidigung des Stabens dienenden Gänge *Galerien*, oder auch zum Unterschied von den vorigen *Vertheidigungsgalerien*.

Galiani (Fernando), geb. am 2. Dec. 1728 zu Chieti in der neapolit. Provinz *Abruzzo citeriore*, studirte die Rechte und zeichnete sich später als Staatsmann im Dienste seines Vaterlands und als Schriftsteller aus, besonders durch scharfsgebachte und mit lebhaftem *Witz* geschriebene nationalökonomische Abhandlungen. Eine seiner frühesten Arbeiten in diesem Fache ist die über das Geld, welche 1749 anonym erschien; bedeutender die 1754 unter dem Namen seines Freundes *Inghieri* von ihm herausgegebene Abhandlung „*Della perfetta conservazione del grano*“; oben an aber stehen die „*Dialogues sur le commerce des bleds*“ (Lond. 1770), von denen in Bezug auf die Schreibart *Voltaire* sagte, daß sich *Platon* und *Molière* vereinigt zu haben schienen, um sie abzufassen. G. erkannte in der Welt nichts als den Kampf der persönlichen Überlegenheit mit der persönlichen Schwäche. Am stärksten zeigte sich seine *kaustische Schärfe* in der Verspottung *Derer*, welche für *Ideen*, für *Wahrheit* und für *Freiheit* in die *Schranken* traten. Man lernt ihn in dieser Hinsicht gut kennen aus der überhaupt für die Zustände der Zeit interessanten „*Correspondance inédite de G. 1765 à 1783 avec M. d'Épinay, le baron d'Holbach, Grimm, Diderot*“ (2 Bde., Par. 1818; auch herausgegeben von *Barbier*, 1819). Mit den betreffenden Personen war er als *Legationssecretair* in *Paris* (1768) bekannt geworden. Auch beschäftigte er sich mit *Naturwissenschaften* und *Alterthümern*; er schrieb über den *Vesuv* (1755) und über die *Materei der Alten* (1756) und hatte viel Antheil an der *Unternehmung* der Herausgabe von *Monumenten*, welche die *herkulanische Akademie* besorgte. Er starb am 30. Oct. 1786.

Galicien, der nordwestlichste Theil *Spaniens*, mit dem Titel eines Königreichs, der auf 748 □M. 1,500000 E. zählt und gegenwärtig die Provinzen *Coruña*, *Lugo*, *Drense* und *Pontevedra* bildet, hat meist ein rauhes, feuchtes Klima, ist bergig und in der Mitte unfruchtbar; gegen die *See* zu aber hat es schöne Weiden und guten Weinbau. Die Bewohner, *Gallegos* genannt, sind starke, kräftige Leute und arbeitsam. In ganz *Spanien* ziehen sie herum und suchen durch die beschwerlichsten Arbeiten, namentlich in *Madrid* durch *Wassertragen*, sich etwas zu verdienen, um dann daheim davon leben zu können. Als *Soldaten* halten sie vortreffliche *Mannszucht*; durch *Strapazen* abgehärtet, ertragen sie geduldig *Hunger* und *Durst* und passen ganz vorzüglich zum Dienste der *Infanterie*. Oft hat man sie die *Gascogner Spaniens* genannt, und in der That ist eine auffallende Ähnlichkeit zwischen beiden *Volkstämmen* nicht zu verkennen. *Fischerei* und *Schiffahrt* sind ihre *Hauptbeschäftigung*; erst in neuern Zeiten entstanden *Leinwandfabriken*. Wichtig sind insbesondere die beiden stark befestigten *Hafenstädte* *Coruña* (s. d.) und *Ferrol*, mit mehreren bedeutenden *militairischen Gebäuden*, dem schönsten *Arsenal* in *Spanien*, einem der besten *Kriegshäfen* in *Europa*, mehreren *nautischen Anstalten* und *Werften*. Andere berühmte Städte sind *Santiago de Compostella* (s. d.), *Lugo* mit 5000 E., *Drense* mit 2000 E., heißen *Bädern*

und einer schönen Brücke über den Minho, Pontevedra mit 3000 £., einem Hafen und einer Brücke über den Lerez, Tuy mit 4000 £. und einer starken Citabelle, Mondoñedo mit 5000 £. und Vigo mit 2500 £. und einem Hafen.

Galiläa, d. i. eigentlich Kreis, Landstrich, hieß anfangs ein kleiner District im jüd. Stamme Naphtali, in welchem sich viele Heiden angesiedelt hatten, dann aber die gesammte Provinz im Norden Palästinas, welche gegen Osten von dem Jordan, gegen Süden von Samaria, gegen Westen von dem Mittelländischen Meere und Phönizien und gegen Norden von Syrien und dem Gebirge Libanon begrenzt und meist von armen Fischern bewohnt wurde. Als die Wiege des Christenthums hat dies kleine Land allgemeines Interesse. Merkwürdig sind besonders die Städte Nazareth, Kana, Kapernaum am See Iberias und Rain, der Fluß Jordan und der Berg Labor. Die Bewohner G.s unterschieden sich von denen Judäas durch ihre breite ungebildete Aussprache und waren wegen ihres freieren Sinnes, der sich vielleicht aus ihrem Verkehr mit Heiden erklären läßt, und wegen des mehrfachen Kriegsglücks, das sie als Grenznachbarn der Syrer traf, von den Judäern verachtet. Daher wurden auch die Christen, deren Religion von G. ausgegangen war, von den Juden spottweise *Galiläer* genannt, und später wollte Kaiser Julian diese Bezeichnung der Christen sogar gesetzlich einführen. Gegenwärtig gehört G. zum Paschatik von Damask in der türk. Provinz Syrien oder Soristan, und nur wenige Christen haben daselbst ihren Aufenthalt.

Galilei (Galileo), ein um die Naturlehre durch seine Entdeckungen unsterblich verdienter Mann, wurde am 18. Febr. 1564 zu Pisa geboren. Sein Vater, Vincenzo G., ein florentin. Edelmann, ließ ihn in den alten Sprachen, im Zeichnen und in der Musik unterrichten, wobei er schon früh eine lebhaftige Neigung zu mechanischen Arbeiten zeigte. Seit 1581 besuchte er die Universität zu Pisa, um die Arzneiwissenschaft und die Aristotelische Philosophie zu studiren. Letztere, durch den Wust der Scholastik entstellt, erregte schon damals in ihm den Widerwillen, der ihn später zu ihrem erklärtesten Widersacher machte. Früh entwickelte er jenen seltenen Beobachtungsgeist, der ihn auszeichnete; kaum 19 Jahre alt, leiteten ihn die Schwingungen einer im Dom zu Pisa vom Gewölbe herabhängenden Lampe auf die Gesetze des Pendels (s. d.), die er zuerst bestimmte und zur Abmessung der Zeit benutzte, wiewol die Idee von dieser Anwendung des Pendels von ihm nur unvollkommen gefaßt und erst später von seinem Sohne Vincenzo G. und besonders von Huyghens (s. d.) vervollkommen wurde. Hierauf studirte er unter Ottavio Ricci die Mathematik, erschöpfte bald den Euklides und Archimedes und wurde durch Keglern 1586 auf die Erfindung der hydrostatischen Wage oder des *Aräometers* (s. d.) geführt. Im J. 1589 wurde er Professor der Mathematik zu Pisa, doch die Verfolgungen der Aristoteliker, deren Haß er durch seine Lehren erregt hatte, veranlaßten ihn, nach zwei Jahren sein Lehramt niederzulegen, worauf ihn der Senat von Venedig 1592 als Lehrer der Mathematik nach Padua berief. Hier las er mit außerordentlichem Beifall, und aus den entferntesten Gegenden Europas strömten ihm Schüler zu. Er hielt seine Vorträge in ital. Sprache, die er zuerst für die Philosophie bildete. Im J. 1597 erfand er den Proportionalcircle (s. Circle); doch von ungleich größerer Wichtigkeit waren die physikalischen Entdeckungen, die er seit 1602 machte, z. B. daß die Räume, durch welche sich ein fallender Körper in gleichen Zeittheilen bewegt, wie die ungeraden Zahlen 1, 3, 5, 7.. wachsen, sodaß der fallende Körper, nachdem er in der ersten Secunde 15 Fuß durchlaufen hat, in der zweiten 45, in der dritten 75 u. s. w. zurücklegt. Ob wir ihm die Erfindung des *Thermometers* (s. d.) zu verdanken haben, ist schwer zu bestimmen; vielleicht hat er dasselbe nur zweckmäßiger eingerichtet. Das *Fernrohr* (s. d.), das in Holland nicht bloß unvollkommen sondern auch unfruchtbar blieb, wendete er gen Himmel und machte damit in kurzer Zeit eine Reihe der wichtigsten Entdeckungen. Er fand, daß der Mond, wie die Erde, eine unebene Oberfläche habe, und lehrte die Höhen seiner Berge aus ihren Schatten messen. Den Nebelfleck, welcher die Krippe heißt, löste er in seine einzelnen Sterne auf und ahnete, daß sich die ganze Milchstraße mit schärfern Fernröhren ebenso werde auflösen lassen. Am merkwürdigsten aber war seine Entdeckung der Jupiterstrahlen, am 7. Jan. 1610. Auch das Dasein des Rings des Saturn bemerkte er, ohne jedoch von demselben eine richtige Vorstellung zu fassen. Die Sonnenflecken sah er etwas später und schloß aus ihrem gemeinschaftlichen Fortrücken von Osten gegen Westen auf eine Rotation des

Sonnenkörpers und auf die Neigung seiner Achse gegen die Ebene der Erdbahn. Sein Name war indeß so berühmt geworden, daß ihn der Großherzog Cosmo II. 1610 als ersten Lehrer der Mathematik zu Pisa, wo er jedoch zu wohnen nicht verpflichtet war, zu sich berief. Er hielt sich theils zu Florenz, theils auf dem Lustschlosse seines Freundes Salviati auf. Hier verschaffte er 1610 durch die Entdeckung der abwechselnden Lichtgestalten (Phasen) des Mercur, der Venus und des Mars dem Kopernicanischen Systeme, dessen erster Verfechter er war, den vollständigen Sieg, da durch dieselbe die Bewegung dieser Planeten um die Sonne und ihre Erleuchtung durch dieselbe außer Zweifel gesetzt wurde. Darauf schrieb er über das Schwimmen und Untersinken der festen Körper im Wasser ein Werk, in welchem er, wie in allen seinen übrigen Schriften, den Samen vieler neuen Lehren austreute. Während er sich so bemühte, die Grenzen der Naturlehre zu erweitern, zog sich ein Ungewitter über ihm zusammen. G. hatte sich in seinem Werke über die Sonnenflecken für die Kopernicanische Weltordnung erklärt und wurde deshalb von seinen Feinden verletzert. Die Mönche predigten wider ihn, und G. sah sich genöthigt, im J. 1615, in welchem die zur Bücherzensur verordnete Congregation der Cardinäle das neue System für schriftwidrig und kezerisch erklärt hatte, nach Rom zu gehen, wo es ihm gelang, durch die Erklärung, daß er sein System weder mündlich noch schriftlich weiter behaupten wolle, seine Feinde zu beschwichtigen; er suchte bei dieser Gelegenheit eine größere Freiheit im Denken und Schreiben zu bewirken, würde aber dem Inquisitionsgerichte schwerlich entgangen sein, wenn nicht der Großherzog, die Gefahr ahnend, ihn zurückberufen hätte. Die Erscheinung dreier Kometen, im J. 1618, gab ihm Veranlassung, allgemeine Betrachtungen über diese Körper mitzutheilen. Sein Schüler, Mario Guiducci, machte dieselben zum Gegenstande einer Schrift, worin er den Jesuiten Grassi scharf beurtheilte; dieser, welcher G. für den Verfasser hielt, griff denselben an. G. antwortete in seinem „Saggiatore“, einem Meisterstücke von Beredsamkeit; zog sich aber dadurch die Feindschaft der Jesuiten zu. Geraume Zeit nachher arbeitete er sein berühmtestes Werk aus, worin er, seiner Rechtfertigung halber, drei Personen redend einführt, von denen eine das Kopernicanische, die zweite das Ptolemäische System vertheidigt, die dritte aber Beider Gründe dergestalt abwägt, daß die Sache dem Anscheine nach unentschieden bleibt, so wenig auch das Übergewicht der für das Kopernicanische System aufgestellten Beweise zu verkennen ist. Mit diesem Werke, in welchem die größte Eleganz des Stils mit dem strengsten und zugleich faßlichsten Vortrage gepaart sind, begab sich G. im J. 1630 nach Rom, und es gelang ihm, das Imprimatur zu erlangen. Nachdem er eine gleiche Erlaubniß in Florenz ausgewirkt hatte, ließ er es daselbst unter dem Titel „Dialogo di Galileo Galilei, dove ne' congressi di quattro giornate si discorre de' due massimi sistemi, Tolemaico e Copernicano“ (1632) erscheinen. Kaum war dasselbe erschienen, als es von den Aristotelikern, am heftigsten aber von Scipione Chiaramonti in Pisa angegriffen wurde. Papst Urban VIII., der als Cardinal G.'s Freund gewesen, wurde dessen grausamster Verfolger, da man ihn zu überreden mußte, G. habe in der Person des Simplicio seiner Einfalt spotten wollen, daß er den Druck eines so anstößigen Buchs erlaubt habe. So konnte es G.'s Widersachern nicht schwer werden, ihn den schimpflichsten Mishandlungen preiszugeben, zumal da sein Gönner Cosmo II. gestorben und die Regierung zu Florenz in den schwachen Händen des jungen Fernando II. war. Eine Congregation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, insgesammt geschworene Feinde G.'s, untersuchte sein Werk, verdamnte es als höchst gefährlich und foderte ihn 1632 vor das Inquisitionsgericht. Im Winter 1633 mußte er sich nach Rom begeben, und nachdem er einige Monate im Gefängniß geschmachtet, wurde er endlich verdammt, die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, am 20. Juni 1633, knieend, die Hand aufs Evangelium gestützt, förmlich abzuschwören. In dem Augenblicke, da er wieder aufstand, soll er, beschämt, seiner Überzeugung zum Trost geschworen zu haben, mit dem Fuße gestampft und mit verbissener Wuth gesagt haben: „E pur si muove!“ (Und sie bewegt sich doch!) Hierauf wurde er auf unbestimmte Zeit zum Kerker der Inquisition verurtheilt, sein „Dialogo“ aber verboten und sein System, als der Bibel zuwider, verdammt. Später wurde die Kerkerstrafe in eine Verweisung in den bischöflichen Palast zu Siena und bald nachher in das Kirchspiel Arcetri unweit Florenz verwandelt. Hier lebte er auf seinem Landhause, seine letzten Jahre hauptsächlich dem Studium der Mechanik und Ballistik wid-

mend; Früchte davon waren zwei wichtige Werke über die Geseze der Bewegung. Zugleich bemühte er sich, die Jupiterstrabanten zu Längenbestimmungen zu benutzen, und wiewol er damit nicht zu Stande kam, so war er doch der Erste, der systematisch über ein solches Mittel zur Bestimmung der geographischen Länge nachdachte. In seinen letzten Jahren wurden seine Augen vom Staar befallen; schon war das eine völlig blind und das andere fast unbrauchbar, als er noch 1637 die sogenannte Libration des Mondes entdeckte. Blindheit, Taubheit, Schlaflosigkeit und Gliederschmerzen vereinigten sich, dem großen Manne seine letzten Lebensjahre zu verbittern; doch brachte er sie nicht müßig zu, und die Gesellschaft zahlreicher Schüler und Freunde erheiterte ihn. Er starb am 8. Jan. 1642 in den Armen seines jüngsten und dankbarsten Schülers, Vincenzo Viviani. Sein Körper wurde in der Kirche Santa-Croce zu Florenz beigesetzt und ihm hier 1737 neben Michel Angelo ein prächtiges Denkmal errichtet. G. war klein von Gestalt, sein Körper aber gesund und fest; seine Gesichtsbildung war einnehmend und sein Umgang munter. Er liebte die Künste, namentlich Musik, Zeichenkunst und Poesie; den Ariosto konnte er auswendig; in seinen „Considerazioni al Tasso“, die erst 1793 in Druck erschienen, zeigte er die Vorzüge desselben vor Tasso, den er oft mit Bitterkeit tadelt. Er besaß wenig Bücher und erklärte die Natur für das beste Buch. Sein Stil ist bündig, natürlich und fließend. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien zu Mailand (13 Bde., 1808).

Galinthias oder **Galanthias**, eine Tochter des Protus, die Dienerin und Freundin der Alkmene. Als sie die Parcen und Lucina oder die Juno mit verschränkten Händen vor der Wohnung der Alkmene sitzen sah, um die Entbindung derselben vom Hercules zu verhindern, täuschte sie dieselben durch die Meldung, daß Alkmene soeben von einem Knaben entbunden worden sei, worauf jene vor Schreck die Hände auseinanderschlugen, in dessen Folge die Niederkunft glücklich von statten ging. Zur Strafe für diesen Betrug wurde sie in eine Kage oder in ein Wiesel verwandelt. Hercules aber errichtete ihr aus Dankbarkeit einen Tempel, und die Thebaner begingen ihr zu Ehren ein Fest, *Galinthia dia* genannt, welches stets dem des Hercules voranging.

Galizien, ein zur östr. Monarchie gehöriges Königreich, im Westen vom östr. Schlesien, im Norden und Osten von Polen und im Süden von Ungarn begrenzt, zählt auf 1576 \square M. gegen 4,600000 E. Das Land ist, trotz vieler sandiger und morastiger Gegenden, im Ganzen genommen sehr fruchtbar und liefert zur Ausfuhr Getreide, obschon der Feldbau noch nicht zweckmäßig genug betrieben wird. Der Obstbau fängt erst an, sich zu heben. Wildbe und zahme Bienen geben Honig und Wachs als Gegenstände des Handels. Rindvieh wird in Menge gezogen und in andere Gegenden verhandelt. Die galizischen Pferde zeichnen sich durch ihre Leichtigkeit und Abhärtung aus und sind namentlich in der Bukowina von vorzüglicher Schönheit. An wilden Thieren findet man Wölfe, von denen in neuester Zeit jährlich im Durchschnitte 1500 erlegt wurden, Bären und Wildpret aller Art, vorzüglich viele Hasen; auch ist der Biber, doch nur in geringer Anzahl, einheimisch und lebt nomadisch in der Gegend von Grudek und am Bugflusse. Eine Art Schildläuse liefert die sogenannte polnische zum Scharlachfärben benutzte Cochenille. Unter den Mineralien ist das Salz von großer Wichtigkeit, welches, durch alle bergige Theile des Landes verbreitet, als Steinsalz gegraben, oder auch aus Quellen ohne Gräbchhäuser versotten wird. Berühmt sind besonders die Salzwerke von Bochnia und Wieliczka (s. d.). Eisen findet sich in den meisten Gebirgen, das Erz ist aber nicht sehr ergiebig; Gold wäscht man aus der Wisniza; Flintensteine von vorzüglicher Güte werden besonders im bochnianer und stanislawower Kreise gebrochen. Auch gibt es viele Alaunschieferbrüche, die aber wenig benutzt werden. Bei einigen mineralischen Quellen sind Badeanstalten errichtet. Die Einwohner sind Polen (2,300000), Rußniaken (1,800000), Blachen (300000), Juden, Deutsche und in einzelnen südlich gelegenen Theilen Armenier; Zigeuner trifft man häufig nomadisirend. Das ganze Königreich ist in 19 Kreise getheilt; die Regierung wird von der galizischen Hofkanzlei in Wien geleitet; in der Hauptstadt Lemberg (s. d.) aber ist der Sitz des Landesguberniums, welches alle Landesangelegenheiten besorgt, und des Appellationsgerichts, das die Justiz verwaltet. G. hat, die Bukowina (s. d.) ausgenommen, seit 1776 gemeinsame Landstände, aus dem Herren-, dem Ritterstand und den wichtigsten Städten gebildet; die

Geistlichkeit macht keinen besondern Stand aus, sondern Bischöfe und Äbte sind unter dem Herrenstande mit inbegriffen, zu dem die Fürsten, Grafen und Freiherren gehören. Die Stände versammeln sich jährlich einmal und haben das Recht, über die Herbeischaffung, Vertheilung u. s. w. der vom Hofe gemachten Forderungen zu berathen, auch, wenn es nöthig ist, Vorstellungen an das Landesgubernium zu machen. Für den höhern Adel hat man 17 Erzämter errichtet, die aber nicht erblich sind. Die Kunsterzeugnisse des Landes sind nicht erheblich; doch gibt es Tabackfabriken, Leinwand- und Tuchmanufacturen, auch viele Glashütten; zur Beförderung des Handels, der größtentheils in den Händen der Juden ist, hat man gute Straßen angelegt. Die herrschende Religion des Landes ist die katholische; ein Erzbischof hat zu Lemberg seinen Sitz. Doch gibt es auch viele unirte und nicht unirte Griechen und Armenier, welche unter eigenen Bischöfen stehen, sowie zahlreiche Juden unter einem Oberabbiner. Die Angelegenheiten der Protestanten besorgt der Superintendent zu Lemberg. Für gelehrte Bildung wirken die Universität zu Lemberg und sechs Gymnasien in den wichtigsten Städten des Landes. G., dessen Name aus dem slaw. Halicz entstanden ist, gehörte seit dem Ende des 9. Jahrh. zu Rußland; im 10. Jahrh. wurde es von den Polen erobert, kurze Zeit nachher aber ihnen durch Rußland wieder entzogen. Seit dem 12. Jahrh. als Fürstenthum in einer gewissen Abhängigkeit von Ungarn, wurde es zu Ende dieses Jahrhunderts mit Wladimir vereinigt, zu Anfange des 13. Jahrh. zum Königreich erhoben, um die Mitte dieses Jahrhunderts mit Lithauen verbunden und 1311 nebst Wladimir zu Moskwa geschlagen, 1340 aber vom Könige Kasimir III. von Polen in Besitz genommen, dem der König von Ungarn seine Ansprüche auf G. abtrat, während Lithauen durch die Überlassung Wladimirs abgefunden wurde. Durch den König Ludwig den Großen von Ungarn von neuem erobert, kam G. nebst Lemberg durch die Vermählung Hedwig's, der Tochter Ludwig's, 1382 wieder an Polen, bei dem es nun bis zur Theilung dieses Landes im J. 1773 verblieb. Bei dieser ersten Theilung Polens kam G. mit Einschluß einiger Stücke, die bisher zu Kleinpolen gehört hatten, unter dem Titel des Königreichs Galizien und Lubomieren oder Lubomieren, den die Kaiserin Maria Theresia schon 1769 angenommen hatte, an Osterreich, das 1786 die Bukowina, die schon seit 1777 östreichisch war, damit vereinigte. Als Osterreich bei der letzten Theilung Polens im J. 1795 neue Erwerbungen (860 □M. mit 1,307000 E.) in Polen machte, erhielten diese den Namen West- oder Neugalizien, die alten aber wurden nun Ost- oder Altgalizien genannt. Seitdem schwand in der öst. Kanzleisprache der Name Galizien und Lubomieren, an den nur noch der Titel und das Wappen des Kaisers von Osterreich erinnern. Westgalizien nebst Krakau und dem Bezirke um die Stadt auf dem rechten Weichselufer, sowie den jamoscer Kreis in Ostgalizien (957 □M. mit 1,470000 E.) mußte Osterreich im wiewer Frieden von 1809 an Napoleon abtreten, um mit dem Herzogthume Warschau vereinigt zu werden; an Rußland trat es von Ostgalizien 164 □M. mit 400000 E. ab. Im pariser Frieden blieb Westgalizien bei Polen, während der an Rußland abgetretene Theil von Ostgalizien an Osterreich zurückgegeben wurde. Ein Theil des von Ostgalizien an Polen abgetretenen Terrains aber wurde zur Republik Krakau erhoben.

Galizien oder Gallizien, s. Galizien.

Gall (Franz. Jos.) wurde am 9. März 1758 zu Tiefenbrunn in Württemberg geboren. Er studirte in Straßburg und Wien Medicin und machte sich an letzterm Orte als praktischer Arzt und durch seine „Philosophisch-medizinischen Untersuchungen über Natur und Kunst im kranken und gesunden Zustande des Menschen“ (Bd. 1, Wien 1792) vortheilhaft bekannt. Eine weit größere Berühmtheit erlangte er jedoch durch seine Vorlesungen über die Schädellehre (s. d.), die ihm aber in Wien erst gänzlich untersagt und dann nur in beschränktem Maße gestattet wurden. Später wiederholte er diese Vorlesungen während einer Reise durch Deutschland auf mehren Universitäten und in großen Städten, wobei er ebenso viele Anhänger als Gegner fand. Nachdem er sich hierauf nach Paris gewendet, suchte er seine Lehre theils durch Vorträge, theils im Verein mit seinem Freunde Spurzheim (s. d.) durch das große Werk „Anatomie et physiologie du système nerveux en général et du cerveau en particulier, etc.“ (4 Bde., Par. 1810—20; 2. Aufl., 6 Bde., 1822—25, nebst einem Atlas mit 100 Kupfst. in Fol.) weiter zu verbreiten. Gegen mehr ihm besonders von pari-

ser Gelehrten gemachten Einwürfe vertheidigte er sich in der Schrift „Des dispositions innées de l'âme et de l'esprit, ou du matérialisme, du fatalisme et de la liberté morale“ (Par. 1812), deren Inhalt später in das Hauptwerk überging. Nebenbei als praktischer Arzt ziemlich beschäftigt, lebte er seinen Studien auf seinem Landhause zu Montrouge bei Paris. Er starb am 22. Aug. 1828. Wenn auch sein System meist auf vorgefaßten Meinungen beruht, deren Unhaltbarkeit durch Erfahrung und Beobachtung hinlänglich dargethan ist, so hat er sich doch durch seine Entdeckungen in der Anatomie und Physiologie des Gehirns in der Geschichte der Medicin einen bleibenden Namen, sowie durch Anregung mancher wichtigen philosophischen und psychologischen Fragen ein großes Verdienst erworben.

Gallais (Jean Pierre), franz. Geschichtschreiber und Journalist, geb. zu Doué am 18. Jan. 1756, war beim Ausbruche der Revolution, gegen deren Principien er sein ganzes Leben hindurch beharrlich ankämpfte, Professor der Philosophie an einem Benedictinercollegium und wurde hierauf Mitarbeiter an dem unter des Abbe de Fontenai Leitung erscheinenden „Journal général“, in welchem er seine royalistischen Grundsätze mit vieler Kühnheit verfocht. Nach Ludwig's XVI. Hinrichtung ließ er seinen „Appel à la postérité sur le jugement du roi, 18 janv. 1793“ (4. Aufl., Par. 1814) erscheinen, der dem Verleger Weber, weil er den Verfasser nicht nennen wollte, den Tod unter der Guillotine, ihm selbst aber eine Zeit lang Gefängniß brachte. Nach dem 18. Fructidor proscribirt, mußte er flüchten. Wieder nach Paris zurückgekehrt, redigirte er nacheinander den „Nécessaire ou courrier du corps législatif“, den „Indispensable“, das „Bulletin politique“, den „Publiciste“ und zehn Jahre hindurch, bis 1811, das „Journal de Paris“. Nach der Restauration schrieb er auch für die „Quotidienne“. Im J. 1820 wurde er Professor der Beredsamkeit und Philosophie an der Rechtsschule zu Paris, starb aber noch in demselben Jahre am 26. Oct. Von seinen größern historischen, aber freilich sehr partiischen Werken sind die „Histoire de la révolution du 18 fructidor“, die „Histoire de la révolution du 18 brumaire et de Bonaparte“ (4 Bde., Par. 1814—15) und die „Histoire de la révolution du 20 mars“, welche den fünften Band des vorigen Werks bildet, sowie die „Histoire de France depuis la mort de Louis XVI jusqu' au traité de paix du 20 nov. 1815“ (2 Bde., Par. 1820, 3 Bde., 1821) die bedeutendsten. Scharf beurtheilt er seine Zeit in den „Moeurs et caractères du 19ième siècle“ (2 Bde., Par. 1817).

Galland (Ant.), Orientalist und Numismatiker, geb. 1646 zu Nollot bei Montdidier in der Picardie, begleitete 1670 den franz. Gesandten Rointel nach Konstantinopel und dann nach Jerusalem. Später machte er noch zwei Reisen nach dem Orient. Nach der Rückkehr von der dritten, die er 1679 unternahm und bei der er von Colbert und dann von Louvois unterstützt wurde, lebte er, in seine Arbeiten vertieft, erst in Paris und hierauf zu Caen. Er wurde 1701 Mitglied der Academie der Inschriften, 1709 Professor der arab. Sprache am Collège de France und starb am 17. Febr. 1715. Der größte Theil seiner Schriften betrifft die Numismatik und den Orient; den allgemeinsten Ruf aber verschaffte ihm seine Übersetzung der „Mille et une nuits, contes arabes“ (12 Bde., Par. 1704—8; zuletzt Par. 1840). Außerdem sind zu bemerken seine „Paroles remarquables, bons mots et maximes des Orientaux“ (Par. 1694 und öfter) und „Les contes et fables indiennes de Bidpai et de Lokman“ (2 Bde., Par. 1724; zuletzt Par. 1840).

Gallapfel. Eine nicht unbedeutende Zahl Insekten sehr verschiedener Ordnungen, hauptsächlich aber die Gallwespen, von welchen man viele Arten kennt, legen ihre Eier in angebohrte Blätter, Blattstiele und Knospen gewisser Pflanzen, welche sie selten oder nie mit andern verwechseln. Die Verwundung der Pflanzentheile ist nicht allein mechanisch, indem wahrscheinlich während des Stiches ein sehr reizendes Gift in die angebohrte Stelle fließt, welches ein Zufließen der Säfte und hierdurch einen ungewöhnlichen weichen, gefärbten, später verhärteten oder wollig werdenden Auswuchs veranlaßt. In diesem mit der Zeit wachsenden Neste werden nicht allein die Eier ausgebrütet, sondern es finden auch die ausgekrochnen Jungen dort anfangs ihre Nahrung. Haben sie sich durch die Wandungen dieses Auswuchses hindurchgefressen, so vertrocknet dieser und nimmt eine mehr faserige oder lederartige Textur an. Zwar werden die meisten Pflanzen durch oft mikroskopisch kleine Gallinsekten heimgesucht, indeß haben nur die Auswüchse der Eiche (auf welcher an 20 Arten von Gall-

insekten vorkommen) unter dem Namen Galläpfel für technische Zwecke Anwendung gefunden. In denselben herrscht eine eigenthümliche Säure (Gallussäure) so stark vor, daß sie für Zwecke der Färberei und zur Bereitung der Tinte kaum entbehrlich sind. Die beste Sorte von Galläpfeln (Knoppeln, levantische Galläpfel) kommt von *Quercus infectoria*, einer in Syrien und Mesopotamien wachsenden Eichenart; schlechter sind die südeuropäischen, am wenigsten zu gebrauchen die norddeutschen.

Gallas, ein Negervolk, dessen Heimat der nordöstliche Theil des großen Tafellandes der Südhälfte von Afrika, südlich von Abyssinien ist, tragen, obschon im Allgemeinen zur Negerrace gehörig, doch nicht den reinen Typus derselben, sondern bilden mit den Fulahs (s. d.), Mandingos und Nubas den Übergang zur kaukasischen Race und gehören, wie es scheint, der großen Völkfamilie an, welche das östliche Afrika von der Grenze des Kaplandes bis nach Abyssinien hinauf bewohnt und gewöhnlich mit dem Namen der kassischen bezeichnet wird. Ihrer körperlichen Beschaffenheit nach sind die Gallas ein schönes, kräftiges Geschlecht; nicht minder zeichnen sie sich vor den andern Negerstämmen durch Energie und kriegerischen Geist wie durch geistige Fähigkeiten aus. Sie erscheinen in der Geschichte zuerst im 16. Jahrh. als ein aus dem Innern Afrikas erobernd hervorbrechendes Barbarenvolk, das seitdem durch fortwährende Einfälle die Länder des ostafrik. Gebirgsgebiets bis zu den Hochgebirgen Abyssiniens überschwemmend heimsuchte und furchtbar verwüstete, die ursprünglichen Bewohner derselben nach und nach unterjochte oder verdrängte, einen großen Theil Abyssiniens besetzte und bis zum Rothen Meer und dem Meerbusen von Aden vordrang. Erst in neuester Zeit scheinen ihre Macht in Abyssinien und ihre Einfälle dahin abgenommen zu haben, besonders in Folge der kräftigen Regierung des Königs von Schoa, der einige Gallasstämme unterworfen und zur Annahme des Christenthums bewogen hat; doch halten sie noch immer viele Landstriche Abyssiniens besetzt und erstrecken ihre Herrschaft weithin in unbestimmbaren Grenzen über die südlich und südwestlich von Abyssinien gelegenen Landstrecken, wohin jetzt auch vorzüglich ihre Raubzüge zu gehen scheinen. Die Gallas bilden keine politische Einheit, sondern zerfallen in eine Menge größerer und kleinerer Stämme, die-besondere Gemeinwesen bilden und sich häufig untereinander bekriegen. Die meisten Gallasstämme sind Hirtenvölker geblieben und bewahren nebst der diesen Völkern eigenthümlichen Lebensweise noch ganz die alte Wildheit ihrer Vorfahren; einige aber, die neben und unter abyss. Völkern wohnen, sind Ackerbauer geworden und haben sich etwas civilisirt. (S. Abyssinien.) Die wilden, nicht sesshaften Gallasstämme beschäftigen sich neben dem Hirtenleben auch viel mit der Jagd und dem Sklavenhandel. Der Mehrzahl nach sind sie noch Heiden, doch hat der Islam unter den um Kaffa und Narea und nach der Meersküste zu Wohnenden, die viel mit mohammed. Völkern in Berührung kommen, große Fortschritte gemacht. Nur wenige Gallasstämme, so unter andern einer im Innern Abyssiniens, haben sich zum Christenthume bekehrt.

Gallas (Matthias, Graf von), kaiserlicher General im Dreißigjährigen Kriege, geb. 1589 aus einer im Tridentinischen angefahrenen Familie, machte mit einem lothringischen Edelmann, dem er zuvor als Page gedient hatte, 1616 seinen ersten Feldzug in dem span. Kriege gegen Savoyen, trat aber bald darauf in die Dienste des Kaisers und der Ligue und wurde zu Anfange des Dreißigjährigen Kriegs zum Obersten befördert. Besonders zeichnete er sich in dem Feldzuge gegen die Dänen aus, commandirte dann nach dem Frieden von Lübeck im J. 1629, als General, ein kaiserliches Truppcorps in Italien und eroberte Mantua, wobei er reiche Beute machte. Darauf zum Reichsgrafen erhoben, übernahm er 1631 das Commando eines Theils des bei Breitenfeld (s. d.) von den Schweden geschlagenen Heers, deckte Böhmen und focht dann gegen Gustav Adolf bei Nürnberg und Lützen. Da er es vorzüglich war, welcher Wallenstein an den Kaiser verrieth, so erhielt er nach dessen Tode nicht nur die Herrschaft Friedland (s. d.) sondern auch den Oberbefehl und errang bei Nordlingen über den Herzog Bernhard von Weimar den Sieg, in Folge dessen das südwestliche Deutschland wieder in die Gewalt des Kaisers kam. Im J. 1637 focht er gegen Banér und Wrangel in Pommern, mußte aber zu Ende des J. 1638 mit seinem geschwächten Heere sich nach Böhmen zurückziehen und das Commando niederlegen. Trotz seines Unglücks und seines erprobten Mangels an Feldherrntalent wurde er 1643 abermals an die Spitze des Heers

gegen Dorstenfon gestellt. Vergebens suchte er denselben in Holstein, bis wohin er ihm aus Schlesien gefolgt war, einzuschließen; vielmehr wurde er durch eine geschickte Wendung Dorstenfon's genöthigt, sich mit großem Verluste wieder an der Elbe hinaufzuziehen, worauf er den Commandostab an Hagfeld (s. d.) abgeben mußte. Nochmals übernahm er 1645 den Befehl über die bei Jankowitz geschlagenen kaiserlichen Truppen und starb 1647 in Wien. Seine neuerworbene Herrschaft Friedland vergrößerte er durch Ankauf mehrerer böhm. Güter, und seine Nachkommen breiteten sich auch in Schlesien aus, doch erlosch sein Mannstamm schon in der Mitte des 18. Jahrh., worauf der Erbe von Friedland, Graf Clam, den Beinamen Gallas annahm.

Galle (*bilis, fel*) heißt die Flüssigkeit, welche in der Leber aus dem Blute ausgeschieden und in den Darmkanal übergeführt wird, wo sie bei der Verdauung mitwirkt. Sie wird aus den unzähligen kleinen Gallengängen (*duetus biliferi*) theils in den Lebergang (*ductus hepaticus*), theils in die Gallenblase (*cystis seu vesica fellea*), einen birnförmigen, an der untern hintern Fläche der Leber angehefteten häutigen Sack, geleitet, aus welcher wieder ein Kanal (*ductus cysticus*) hervorgeht, der sich mit dem Lebergang zum gemeinschaftlichen Gallengang (*ductus choledochus*) vereinigt, durch welchen endlich die Galle in den Zwölffingerdarm übertritt. Sie ist eine der zusammengesetztesten Flüssigkeiten, grünlich- oder bräunlich-gelb, in den kleinern Gallengängen heller und flüssiger, in der Gallenblase dunkler und weniger flüssig, von bitterm Geschmack und fadem, süßlichem Geruch. Über die die Galle bildenden Stoffe haben die Analysen der berühmtesten Chemiker noch kein ganz übereinstimmendes Resultat geliefert. Die Gallensecretion ist eine der wichtigsten thierischen Functionen und selbst bei sehr niedern Thierclassen zu finden. Ihrer verschiedenartigen Bestandtheile wegen ist die Galle vielen krankhaften Veränderungen ausgesetzt, die einen bedeutenden Einfluß auf den ganzen Organismus ausüben. Dahin gehören namentlich die Gallensteine (*calculi fellei, cholelithi*), harte, in ihrer chemischen Zusammensetzung der Galle mehr oder weniger gleiche Concremente von verschiedener Größe und Gestalt, die sich bald einzeln, bald in größerer Anzahl in der Gallenblase, den Gallengängen, der Leber, dem Magen oder Darmkanale finden. Ihre Entstehung ist sehr schwer zu erklären und ihre Gegenwart oft nicht leicht zu erkennen, da sie zuweilen gar keine oder nur geringe, in andern Fällen jedoch sehr heftige Beschwerden herbeiführen, die selbst den Tod verursachen können, besonders wenn sie die Gallengänge verstopfen und so den Übertritt der Galle in den Darmkanal verhindern. Ihre Entfernung stößt oft auf unüberwindliche Hindernisse. (S. auch Gallenfieber.) — Die Dchse ng alle (*fel taurinum*) wird häufig als Arzneimittel bei Gallenkrankheiten angewendet.

Gallego (*Don Juan Nicasio*), span. Dichter, geb. 1777 zu Zamora, erhielt auf der Universität zu Salamanca seine Bildung. Nachdem er im J. 1800 seine Studien vollendet und die Priesterweihen erhalten hatte, begab er sich nach Madrid, wo er die Bekanntschaft Quintana's und Cienfuego's machte und mit dem Erstern einen alle Stürme ihres wechselvollen Lebens überdauernden Freundschaftsbund schloß. Im Mai 1805 wurde er königlicher Hofkapellan und im Oct. desselben Jahrs geistlicher Director der Erziehungsanstalt für die Edelknaben des Königs, welches Amt er bis zum Einzuge der Franzosen in Madrid bekleidete. Als Dichter erregte er zuerst die allgemeinere Aufmerksamkeit durch seine „Oda á Buenos Ayres“ (1807), der die „Elegia al Dos de Mayo“ (1808) und die „Oda á la influencia del entusiasmo público en las artes“ (1808) folgten, die aber erst nach 1832 im Druck erschien. Als die Franzosen zum zweiten Male in Madrid einzogen, flüchtete er mit der legitimen Regierung nach Sevilla, später nach Cadix und kehrte erst mit derselben wieder nach der Residenz zurück. In dieser Zwischenzeit hatte er eine Präbende in Murcia erhalten; auch war er von der ersten Regentenschaft zum Dom-Chormeister auf der Insel San-Domingo ernannt worden, welche Würde er jedoch nie wirklich antrat. Als Deputirter nahm er drei Jahre hindurch an den Sitzungen und Arbeiten der Cortes von Cadix Theil. Unter den patriotischen Liedern, die er während dieses Zeitraums verfaßte, zeichnet sich das Sonett an den Lord Wellington nach der Einnahme von Badajoz aus. Nach der ersten Restauration wurde er nach 18monatlicher Einkerkelung in ein Karthäuserkloster Andalusiens verwiesen. Während dieser unfreiwilligen Muße schrieb er die beiden Elegien auf den Tod des Herzogs von

Gernandina und den Tod der Königin Isabella, welche letztere 1819 zu Madrid im Druck erschien. Nächst dem übersezte er aus dem Französischen des Arnauld die Tragödie „Oscar hijo de Osian“ (Madr. 1818), die in Madrid zur Aufführung kam. Beim Ausbruche der Revolution im J. 1820 erlangte auch er seine Freiheit wieder und wurde zum Kanonicus der Metropolitankirche von Sevilla ernannt. Im J. 1830 schrieb er eine Elegie auf den Tod der Herzogin von Frias, die in der ihrem Andenken geweihten Sammlung „Corona sinebre“ abgedruckt ist; sein letztes größeres Gedicht ist eine Ode auf die Geburt der Königin Isabella II. Gegenwärtig ist er königlicher Rath, Mitglied der Generaldirection der Studien und beständiger Secretair der königlichen Akademie. Seine vorzüglichsten Gedichte finden sich in Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas“. Alle seine Gedichte zeichnen sich durch reine, gefüllte Sprache, harmonischen Versbau und männlich vollen Stil aus.

Gallegos, s. Galicien.

Gallen heißen auf Äckern die sandigen (Sandgallen) und nassen Stellen (Nassgallen). Bei den Pferden nennt man Gallen kleine Geschwülste oder Blasen, die entweder als Folge einer Erkältung, oder durch Mißhandlung, zu große Anstrengung oder schlechte Behandlung beim Reiten oder Fahren an verschiedenen Stellen der Extremitäten entstehen und eine in ihrer ganzen Ausdehnung weiche, meist nicht schmerzhaftige Geschwulst bilden. Sowol die über dem Fesselgelenk befindlichen sogenannten Flußgallen, wie die Kniegallen verursachen Hinken.

Gallenfieber (febris biliosa) ist eine fieberhafte Krankheit, die hauptsächlich in vermehrter Absonderung einer krankhaft veränderten Galle (s. d.) besteht. Ursachen derselben sind Congestionen des Bluts nach der Leber oder der gallige Zustand (status biliosus, polychoelia), ein krankhaftes Übergewicht der Galle im Körper, welches bei gehöriger Lebensart auch lange mit relativer Gesundheit bestehen kann. Bei dem Gallenfieber treten zuerst allerlei Verdauungsstörungen mit Zeichen der Gelbsucht (s. d.) ein, denen sich bald deutliche Zeichen eines nachlassenden Fiebers (s. d.) zugesellen. Verläuft die Krankheit regelmäßig, so wird die fehlerhafte Galle früher oder später durch Erbrechen oder durch kritische Stühle ausgeleert, worauf auch das Fieber unter den kritischen Erscheinungen im Urin, Schweiß u. s. w. sich verliert. Nicht selten aber nimmt das Fieber den entzündlichen oder fauligen Charakter an oder geht in Gehirn- oder Leberentzündung über. Am meisten kommt das Gallenfieber vor bei Menschen von cholericem Temperamente, endemisch in heißen Küstländern und epidemisch nach heißen und zugleich feuchten Sommern. Es ist stets eine nicht unbedeutende Krankheit, die auch in der Behandlung manche Schwierigkeiten darbietet und manchmal theils beschwerliche, theils gefährliche Nachkrankheiten hinterläßt, z. B. Leberverhärtungen, Verdauungsbeschwerden, Gelbsucht, Wassersucht, Durchfälle u. s. w.

Gallert, franz. geleé, heißt die aus Muskeln, Sehnen, Knorpeln, Haut, Knochen, Hirschgeweihen u. s. w. ausgezogene, durchsichtige, zähe, geschmack- und geruchslose, in Wasser lösliche Flüssigkeit. Früher gewann man sie durch Zermalmen und Auskochen der Substanzen; besser aber ist das von D'Arceet (s. d.) angegebene Verfahren, nach welchem durch verdünnte Schwefelsäure der phosphorsaure Kalk ausgezogen und die Substanz erst kurze Zeit in heißes und dann in kaltes Wasser gebracht wird. Erkalte erhält diese Masse auch den Namen Sülze. Wird aber das Einkochen oder Abdunsten der geklärten Gallert bei gelinder Wärme bis zur rechten Consistenz fortgesetzt, so erhält man beim Erkalten getrocknete Gallert, die in Tafeln geformt unter dem Namen Suppen- oder Bouillontafeln zum Verkauf kommt und sich, wenn ihr Gewürz zugesetzt wird, vortreflich zur Bereitung von Fleischbrühen eignet, auch, statt der Hauenblase, zum Klären des Weins und Kaffees, zum Schlicht der Weber u. s. w. dient und gegenwärtig zu einem solchen Grade der Vollkommenheit gelangt ist, daß sie ausschließlich zur Abklärung der geistigen Getränke angewendet wird. Gelée nennt man übrigens auch den mit Zucker eingekochten Saft mehrer Früchte. (S. Marmelade.)

Galletti (Joh. Georg Aug.), ein bekannter deutscher Geschichtschreiber, geb. zu Altenburg am 19. Aug. 1750, studirte seit 1765 zu Göttingen unter Pütter und Schlözer die Rechte und Geschichte. Als Hauslehrer des nachmaligen Geheimenraths und Kammerpräsidenten von Schlothheim zu Gotha schrieb er für seinen Zögling mehre kleine Handbücher, die er mittels einer Handpresse selbst druckte. Im J. 1772 wurde er Collaborator, 1783

Professor am Gymnasium zu Gotha; auch 1816 vom Herzoge von Gotha zum Hofrath, Historiographen und Geographen ernannt. Nachdem er 1819 seine Professur niedergelegt hatte, starb er am 16. März 1828. G. war ein ungemein fleißiger Sammler, und die Zahl seiner Schriften ist sehr bedeutend. Obschon er durch mehre derselben die Geschichte wesentlich bereicherte, so möchte doch das Verdienst, welches er sich um den Jugendunterricht durch Auffassung mehrer Lehrbücher erwarb, überwiegend sein. Unter seinen größern Werken sind zu erwähnen „Geschichte und Beschreibung des Herzogthums Gotha“ (4 Bde., Gotha 1779—81); „Geschichte Thüringens“ (6 Bde., Gotha 1782—85); „Lehrbuch der alten Staatsgeschichte“ (Gotha 1783; 4. Aufl., 1818); „Geschichte Deutschlands“ (10 Bde., Halle 1785—96, 4.), ein Theil der großen hallischen „Weltgeschichte“; „Kleine Weltgeschichte“ (27 Bde., Gotha 1787—1819); „Geographisches Taschenwörterbuch“ (Lpz. 1807; 3. Aufl., Pesth 1821); „Allgemeine Weltkunde“ (Lpz. 1807; 9. Aufl. von Cannabich und Meynert, Pesth 1840, 4.); „Geschichte der franz. Revolution“ (3 Bde., Gotha 1809—10); „Allgemeine Culturgeschichte der drei letzten Jahrhunderte“ (2 Bde., Gotha 1814); „Geschichte der Staaten und Völker der alten Welt“ (Bd. 1—3, Berl. 1825—26) und „Geschichte der Fürstenthümer der Herzoge von Sachsen von der gothaischen Linie des Ernestinischen Hauses“ (Gotha 1825). In die unter seiner Mitwirkung und Leitung von Hahn herausgegebene „Cabinetbibliothek der Geschichte“ lieferte er die „Geschichte von Griechenland“ (2 Bde., Gotha 1826) und die „Geschichte des osman. Staats“ (Gotha 1826). Seine Lehrbücher wurden sehr oft aufgelegt, namentlich das „Elementarbuch für den ersten Unterricht in der Geschichtskunde“, das „Lehrbuch für den Schulunterricht in der Geschichtskunde“ und die „Allgemeine Weltgeschichte“.

Galli (Fernando), s. Bibiena.

Gallicanische Kirche ist der lat. Name, mit welchem die katholische Kirche des franz. Reichs bezeichnet wird. Das Unterscheidende dieser Kirche besteht weder in der Lehre noch in den Gebräuchen, welche mit den im ganzen Umfange der katholischen Kirche eingeführten übereinkommen, sondern darin, daß sie von jeher eine größere Unabhängigkeit von dem päpstlichen Stuhle behauptete, indem sie an alle nach Karl des Großen Zeit erlassene Decretalen sich nicht gebunden hält und allen Einfluß des Papstes auf die weltliche Gerichtsbarkeit und die Majestätsrechte ablehnt. Gesezlich wurde diese Freiheit zum Theil schon durch die Pragmatische Sanction vom J. 1269, die unter Ludwig IX. zu Stande kam, in weiterer Ausdehnung aber durch die 1438 zwischen dem Papste und Karl VII. geschlossene pragmatische Sanction, welche die Beschlüsse des Concils zu Basel (s. d.) für die franz. Kirche mit einigen Modificationen bestätigte. Eine abermalige Bestätigung und Erweiterung der franz. Kirchenfreiheiten erfolgte im J. 1682 durch die „Quatuor propositiones cleri gallicani“. Es entstand nämlich zwischen Ludwig XIV. und Innocenz XI. ein Streit über das bisher von den Königen von Frankreich ausgeübte Recht, la regale genannt, zufolge dessen sie während der Erledigung eines Bisthums die niedern geistlichen Stellen in demselben besetzten. Dieser Streit gab die Veranlassung, daß der König 1681 die franz. Geistlichkeit zu Paris versammelte, welche folgende vier Artikel beschloß: 1) Der Papst hat in weltlichen Angelegenheiten kein Recht über Fürsten und Könige, darf auch deren Unterthanen nicht vom Gehorsam gegen dieselben losprechen; 2) er ist den Beschlüssen eines allgemeinen Conciliums unterworfen; 3) seine Macht bestimmen die in Frankreich allgemein angenommenen Canones und geltenden Satzungen des Reichs und der Kirche, und 4) auch im Glauben ist sein Urtheil nicht unabänderlich (irreformabile). Obschon diese Artikel nicht die gehörige Anwendung fanden, so blieben sie doch als Reichs- und Kirchengesez für die Könige Frankreichs eine zweckdienliche Waffe gegen die Annahmen der röm. Curie. Die Revolution stürzte die kirchliche Verfassung Frankreichs gänzlich um; den Geistlichen wurden ihre Güter und Einkünfte genommen, die Schulen und Seminarier zur Bildung der Geistlichen zerstört, ja die Religion selbst aufgehoben. (S. Prêtres insermentés.) Bonaparte stellte, als erster Consul der Republik, durch das mit dem Papste Pius VII. geschlossene Concordat 1801 die kirchlichen Verhältnisse wieder fest. Auch wurden von neuem Bildungsanstalten für die Geistlichkeit errichtet. Doch als Kaiser zerfiel er sehr bald wegen neuer Organisation der Kirche mit dem Papste, nahm ihn gefangen und suchte durch Gewalt

zu erzwingen, was er vorher nicht erreicht hatte. Pius VII. aber weigerte sich beharrlich, die vom Kaiser ernannten Bischöfe kanonisch einzusetzen, und so sah sich derselbe genöthigt, seit 1809 die franz. Geistlichkeit zu Berathungen zu versammeln. Da diese die Bestätigung der Bischöfe durch den Papst für unerlässlich erklärten, wurden neue Unterhandlungen mit dem Papste eingeleitet, der im Oranien der Umstände 1811 die vom Kaiser eingesetzten Bischöfe bestätigte und 1813 zu Fontainebleau ein Concordat mit Napoleon abschloß, das er jedoch, sobald er 1814 nach Rom zurückgekehrt war, als abgedrungen für nichtig erklärte. Mit der Rückkehr der Bourbons kamen auch die vertriebenen Bischöfe zurück, worauf Ludwig XVIII. mit Papst Pius VII. 1817 ein neues Concordat abschloß, welches in mehreren Beziehungen die Mißbilligung des Volks fand. (S. C o n c o r d a t.) Als die Jesuiten, welche immer mehr um sich griffen, die Freiheiten der gallicanischen Kirche vollends zu untergraben suchten, entstanden unruhige Bewegungen im Volke. Diesen zu begegnen, ließ die Regierung im J. 1824 alle Obern und Professoren der bischöflichen Seminarien und 1826 alle Bischöfe feierlich erklären, daß sie an den Satzungen von 1682 festhielten. Die Julirevolution von 1830 führte den Jesuitismus in Frankreich, und die modificirte Charte constitutionnelle vom 7. Aug. 1830 gewährte Freiheit des Cultus: „Chacun professe sa religion avec une égale liberté, et obtient pour son culte la même protection.“ Nur vorübergehenden Abbruch thaten der gallicanischen Kirche der S a i n t - S i m o n i s m u s (s. d.) und Chatel's F r a n z - z ö s i s c h - k a t h o l i s c h e K i r c h e (s. d.). Dagegen hat in neuerer Zeit der hohe Klerus, der zum größten Theil ultramontanen Tendenzen huldigt, den gallicanischen Kirchenfreiheiten offenen Krieg erklärt, die er dadurch zu vernichten gedenkt, daß er der Universität die Oberleitung des Unterrichtswezens zu entwenden und sich anzueignen strebt.

Gallicismus nennt man die in einer fremden Sprache fehlerhafte Nachbildung von solchen Ausdrücken, Wortstellungen und Wortfügungen, welche nur der franz. Sprache eigenthümlich sind. Namentlich hat die spätere Latinität viele dergleichen Gallicismen aufgenommen, wie *scientiae*, d. i. Wissenschaften, nach dem franz. *les sciences* u. s. w.

Gallien (*Gallia*) nannten die Römer sowol das Land zwischen den Pyrenäen und dem Rhein, das Stammland der Gallier (*Galli*), von Rom aus jenseit der Alpen gelegen, daher *Gallia transalpina*, als auch den nördlichen Theil von Italien, Gallien diesseit der Alpen, *Gallia cisalpina*. Mit dem letztern Namen wurde zunächst nur der Strich, in welchem eingewanderte Gallier sich niedergelassen hatten, bezeichnet, und hiernach erstreckte sich das eigentliche C i s a l p i n i s c h e G a l l i e n von den Cottischen und Grajischen Alpen im Westen bis zur Etsch (*Athesis*) gegen Osten, die es von dem illyrischen Volke der Veneter trennte; im Norden begrenzen es die Penninischen und Rhätischen Alpen, im Süden bildete gegen die ligurischen Ananen der Po (*Padus*) die Grenze etwa bis dahin, wo er die Trebia aufnimmt; von da aus reichte Gallien südlich über den Po bis zu dem Kamm der Apenninen gegen Etrurien, und am Adriatischen Meere gegen Umbrien anfangs bis zum Flusse Nesis bei Ancona, später nur bis zum Rubico zwischen Ravenna und Ariminum (jetzt Rimini). Als aber Ligurien, Venetien und Istrien mit dem cisalpinischen Gallien zusammen Eine röm. Provinz bildeten, wurde der Name des letztern zur Bezeichnung derselben gebraucht und so auf ganz Oberitalien ausgedehnt. In den angegebenen Grenzen des eigentlichen cisalpinischen Galliens wohnten jenseit des Po, in der *Gallia transpadana*, am weitesten nach Nordwest die Salasser, wo Eporedia (jetzt Ivrea), ungefähr vom Fluß Sessites (jetzt Sesia) bis Brixia (jetzt Brescia) die Insubrer, welche Mediolanum (jetzt Mailand) gegründet hatten, und südlich vom Lacus Benacus (jetzt Gardasee) die Cenomanen, wo die alten Städte Verona und Mantua; neben diesen gallischen Stämmen hatten sich am obern Po noch ligurische, namentlich die Tauriner in der Gegend des jetzigen Turin (*Augusta Taurinorum*) erhalten; in der nördlichen Alpenkette saßen keltische und rhätische Völkerschaften, wie die Lepontier nordwestlich vom Lacus Verbanus (jetzt Lago Maggiore), Camuner nordöstlich vom Lacus Larius (Comersee), und am Lacus Sebinus (Iseosee) die Euganeer. Diesseit des Po, in der *Gallia cispadana*, hatten die Bojer, denen auch jenseit der Etsch an der untern Abdua (jetzt Abda) gehörte, im heutigen Parma und Modena bis über Bologna (*Bononia*) hinaus, nordöstlich von ihnen an der Pomündung die Lingoner, südöstlich die Senonen Sige gefunden. Die allmälige Einwanderung dieser Stämme, durch welche im Westen

Ligurier, im Osten Etrusker (s. Etrurien) und Umbrier verdrängt wurden, soll der Sage nach schon zur Zeit des ältern Tarquinius, um 600 v. Chr., durch die Insubrer, welche Belovesus, der Sohn eines Königs der Bituriger, aus dem Stammlande geführt habe, begonnen und erst nach dem Verlauf von zwei Jahrhunderten durch die Senonen geschlossen worden sein. Historisch richtiger scheint, daß sie in rascher Folge überhaupt erst um das J. 400 v. Chr. geschah. Die spätesten Einwanderer, die Senonen, drangen am weitesten südlich vor; im J. 396 zerstörten sie die umbrische Stadt Melsum, zogen dann über den Apennin vor das etruscische Clusium, und von dessen Belagerung, 70000 Mann stark, unter Brennus (s. d.) gegen Rom, das sie nach der Niederlage der Römer an der Allia (dies Aliensis, 18. Juli) im J. 390 bis auf das Capitol einnahmen und verbrannten. M. Furius Camillus (s. d.) schlug eine ihrer Scharen und vertrieb das Hauptheer mit Gewalt aus Rom, wo es sechs Monate gelagert haben soll; nach andern Nachrichten zogen die Gallier mit dem Golde, das sie für die Aufhebung der Belagerung des Capitols erhalten hatten, ungestört ab, und gewiß wurden sie zunächst mehr durch innere Kriege als durch des Camillus Sieg von der Erneuerung ihrer Züge abgehalten. Im J. 367 erst sollen wieder Gallier in Latium erscheinen und von dem greisen Camillus geschlagen worden sein; in den J. 361 (s. Manlius), 360 und 358 griffen sie Rom mit solcher Gewalt an, daß sich dieses nur durch die äußersten Anstrengungen ihrer erwehren konnte, bis im J. 349 (s. Valerius) der Sieg des L. Furius Camillus, des Sohns, welchem Vertrag und Friede folgte, ihren Zügen, die nicht bloß gegen Rom sondern auch in das südlichere Italien gerichtet waren, ein Ende machte. Als Bundesgenossen der Samniten standen die cispadanischen Gallier wieder gegen die Römer im dritten samnitischen Kriege, wo die Niederlage bei Sentinum (s. Fabius und Decius) im J. 295 auch sie traf. Die Senonen unterwarf hierauf 283, da sie den Etruskern Hülfe geleistet, der Consul Dolabella; im südlichsten Theile ihres Landes wurde die Colonie Sena (jetzt Sinigaglia) angelegt; die Bojer, die im selben Jahre mit den Etruskern am Vadimonischen See besiegt wurden, erlangten Frieden. Ein neuer, vorzugsweise sogenannter Galischer Krieg brach im J. 225 aus; durch die Vertheilung senonischen Landes an Römer (s. Flaminius) gereizt, fielen die Bojer und Insubrer, durch Gäsaten (Krieger, von Gäsä, der Speer) aus dem transalpinischen Gallien verstärkt in Etrurien ein; Rom bot seine ganze Macht gegen sie auf und der Schlacht am Vorgebirge Telamon im J. 225, in welcher 40000 Gallier fielen, folgte 224 die Unterwerfung der Bojer, und 223 und 222 die der Insubrer. Kaum waren die Colonien Cremona und Placentia (jetzt Piacenza), welche die Ruhe sichern sollten, im J. 219 angelegt, als Hannibal in Italien erschien. Zu ihm fielen nach der Schlacht an der Trebia im J. 218 die Gallier ab, und auch nach dem zweiten punischen Kriege leisteten sie den Römern noch eine Zeit lang Widerstand, der endlich durch die Besiegung und theilweise Vertreibung der Bojer im J. 191 gebrochen wurde. Namentlich durch Ansiedelung von Colonien zu Bononia, Parma und Mutina wurde der cispadanische Theil nun bald völlig romanisirt und daher nach der röm. Tracht der toga mit dem Namen Gallia togata belegt, welcher dann auch auf den transpadanischen Theil überging. In diesem wurden zuletzt die Salasser im J. 143 zu einer doch nur scheinbaren Unterwerfung gebracht; ihre Räubereien beunruhigten die Straße, die über den Kleinen Bernhard ins transalpinische Gallien nach dem Thal der Isère (Isara) führte; daher ließ sie Augustus im J. 25 fast vernichten und in ihrem Gebiet die Militärcolonie Augusta Prætoria (jetzt Aosta) anlegen. Auch die Völker der nördlichen Grenzalpen, über welche von Comum eine Straße ins rhaetische Rheinthal führte, wurden unter Augustus im J. 15 unterworfen. Den Cispadanern war schon im J. 89 röm. Bürgerrecht, den Transpadanern lat. Recht gegeben und dies im J. 49 durch Julius Cäsar in Bürgerrecht verwandelt worden; dennoch blieb das cisalpinische Gallien mit Ligurien und Venetien röm. Provinz und als solche von einem Proconsul verwaltet. Erst unter den Triumvirn hörte dies auf im J. 43, und nun wurde das Land auch im politischen Sinne zu Italien, dessen Name schon vorher auf dasselbe ausgedehnt ward, gerechnet, und die Rechtspflege darin durch ein uns zum Theil erhaltenes Gesetz (lex Rubria de Gallia cisalpina) geregelt. Als Augustus Italien in elf Regionen theilte, wurde das Gebiet der Cenomanen zur zehnten, Venetia, geschlagen, das übrige transpadanische Gallien bildete die elfte, das cispadanische die achte, Ligurien die neunte Region. Durch

blühenden Zustand des Gewerbes, namentlich in Wollen- und Linnenweberei, des Handels und des durch Fruchtbarkeit des Bodens begünstigten Ackerbaus, sowie durch dichte Bevölkerung zeichnete sich das Land damals vor dem übrigen Italien aus.

Die Grenze des transalpinischen Galliens gegen Italien bildeten die Alpen und zunächst gegen Ligurien der kleine Fluß Varus (Var), der von den Seealpen her bei Nicaea (jetzt Nizza) in das Mittelmeer fließt. An der Küste dieses Meers gründeten um das J. 600 die griech. Phokäer, die vor Krösus aus Kleinasien flohen, Massilia (Marseille), dessen Handel bald emporblühte und das ein siz. griech. Cultur in dieser Gegend war. Den Römern schon früh befreundet, wurde es von ihnen im J. 154 gegen ligurische Völker, die von den Seealpen her ihre Pflanzstädte Antipolis und Nicaea angegriffen, unterstützt. Die eigentlichen Eroberungen der Römer aber im transalpinischen Gallien begannen durch die Unterwerfung der keltisch-ligurischen Salver oder Salluvier, gegen welche M. Fulvius (s. d.) den Massiliern im J. 125 zu Hülfe gesandt wurde und in deren Land C. Sertius 123 Aquae Sextiae (jetzt Aix), die erste röm. Colonie im transalpinischen Gallien, gründete. Die Unterwerfung der Allobroger (s. d.) folgte 122 und 121 durch Cn. Domitius und N. Fabius. Das Land wurde zur röm. Provinz und trug vorzugsweise den Namen Provincia romana (Provence); im Gegensatz gegen die Gallia togata wurde es auch, von den langen, weiten Hosen (braccac), welche die gall. Bewohner trugen, Gallia braccata, und dann das übrige transalpinische Gallien von der Sitte der Gallier, das Haupthaar (coma) lang am Scheitel zusammengebunden zu tragen, Gallia comata genannt. Die Grenzen der Provinz reichten nördlich über die Durance (Druentia), in deren Thal eine Straße über den Mont-Genevre führte, und die Jëre (Isara) bis zur Rhone (Rhodanus) und dem Genfersee (Lacus Lemanus); nach Westen wurden sie bald über die Rhone, an deren östlichem Ufer die Cavares um Arles (Arelate) und Avignon (Avenio) und nördlich von ihnen die Bocontier wohnten, erweitert bis zu den Cevennen (Sebenna), deren Abhang die Helvier inne hatten, und weiter südlich, wo durch die Volcä Trecomici um Nimes (Nemausus) und durch die Volcä Tectosages um Carcassonne (Carcaso), Toulouse (Tolosa) und Roussillon (Ruscino) die frühern iberischen Bewohner verdrängt worden waren, bis zu den Pyrenäen und der Garonne (Garumna). Hier gründete im J. 118 N. Marcus Ner die röm. Colonie Narbo Martius (Narbonne). Nachdem der Sturm der Cimbren (s. d.) und Teutonen (s. d.) durch Marius glücklich bestanden war, hatten die Römer ruhigen Besitz. Im Laufe von acht Jahren (58—51) unterwarf Julius Cäsar (s. d.) das ganze übrige transalpinische Gallien, d. h. das Land, das im Süden von den penninischen Alpen und der Provinz und den Pyrenäen, im Westen durch den Ocean begrenzt, im Osten durch die breite Alpenkette des obern Rheinthals von Rhätien, dann durch den Rhein und den Bodensee (Lacus Brigantinus) von Windelicien, weiterhin durch den Rhein bis zu seinen Mündungen von den Germanen geschieden wurde. Nach den drei durch Sprache, Sitten und Einrichtungen verschiedenen Völkermassen, die Cäsar in diesem Lande vorfand, scheidet er dasselbe in seinen „Commentarien über den gall. Krieg“ in drei Theile. Der südlichste, Aquitanien (s. d.), zwischen Pyrenäen und Garonne, war von mehr als 20 kleinen Völkern bewohnt, die dem Volksstamm der Iberer (s. d.) angehörten, gänzlich verschieden von dem der Kelten (s. d.). Dem letztern, in dem Sinne, in welchem wir das Wort brauchen, gehörte die Bewohnerchaft der beiden übrigen Theile an: die eigentlichen Gallier oder, wie sie nach Cäsar sich selbst mit einem nur der Form nach verschiedenen Namen nannten, Kelten, desselben Stammes wie die Gallier der Provinz und des cisalpinischen Gallien, und die Belgen (Belgae), ihnen stammverwandt, aber doch mit hinlänglicher Eigenheit, auch der Sprache, um von dem Römer von jenen abgefordert zu werden. Die Belgen sowol als die eigentlichen Gallier zerfielen in viele Völkernschaften, die ebenso viele Staaten bildeten, nur daß häufig kleinere unter der Schutzherrschaft eines größern standen. Gallier und Belgen waren groß und stark, von heller Farbe und blondem Haar, beide tapfer, diese noch mehr als jene; Fußvolk und Reiterei, die trefflich war, kämpften häufig untermischt; auch Streitwagen (essedae) hatten sie im Gebrauch. Aufgeweckten Geistes und rührig werden sie zugleich als stolz, veränderlich und immer zu Neuerungen geneigt geschildert. Bei beiden Stämmen übte die Priesterschaft der

Druiden (s. d.) einen großen Einfluß den sie bei den Galliern mit dem Stand der Ritter, dem Adel, aus welchem sich einzelne Häuptlinge häufig erhoben, theilte, sodas die übrige Masse des Volks unter ihrer ziemlich drückenden Herrschaft stand, während bei den Belgen das Volk seine Freiheit besser bewahrt hatte und die Verfassung einen mehr demokratischen Charakter trug. Auch hielten die Belgen gegen den gemeinsamen Feind besser zusammen, während die gall. Staaten sich nur selten fest vereinigten, meist vereinzelt handelten, zum Theil sich feindselig gegenüberstanden und so dem Römer die Besiegung erleichterten.

Das keltische Gallien (Celtica) reichte von der Garonne über die Loire (Liger) bis zur Seine (Sequana) und Marne (Matrona). Unter den Völkern, die es bewohnten, sind mit den zum Theil erst später gegründeten Städten namentlich bemerkenswerth: a) zwischen Seine und Loire, am Meere der Bund der Armoriker, unter denen vornehmlich die Veneter und Uneller, im westlichen Theile der heutigen Bretagne und Normandie, östlich von ihnen die Auleri-Cenomani (Maine) und Ebuovices (Evreux) mit der Stadt Mediolanum, die Nannetes mit dem Portus Nannetum (Nantes), die Andes (Anjou) mit Juliomagus (Angers), die Carnutes mit Genabum, später civitas Aurelianorum (Orleans), und Autricum (Chartres), die Pariser mit Lutetia (Paris), die Senonen um Agendicum (Sens) und Melodunum (Melun); b) zwischen Loire und Garonne die Pictoner (Poitou), die Santoner (Saintonge), Turoner (Touraine), die Bituriger (Berry) mit Avaricum (Bourges), die Lemovicer (Limousin), die Petrocorier am Duranium (Dordogne) mit Vesunna (Verigneux), die Bituriges-Vibisci, noch über der Garonne, mit Burdigala (Bordeaux), die Cadurci mit Divona (Cahors), die Arverner (Auvergne) mit Gergovia (Clermont), die Rutener mit Segodunum (Rhodéz); c) im Osten die Segusianer an der obern Loire mit Lugdunum (Lyon), die Abuer zwischen Saone (Arar oder Saonna) und Loire mit Bibracte, später Augustodunum (Autun), und Noviodunum (Nevers), die Mandubier mit Alesia (Alise), die Lingoner mit Andematunum (Langres), die Sequaner, zwischen der Saone und dem Jura bis in die Vogesen, mit Vesontio (Besançon) am Dubis (Doubs), die Helvetier, in vier Gauen, unter denen an der Ar der tigurinische, mit Aventicum (Avenches, Willisburg), Eburodunum (Yfferten), Vindonissa (Windisch), vom Jura bis zum Rhein, an dessen Biegung die Nauraker mit Augusta Rauracorum (Augsb bei Basel).

Das belgische Gallien (Belgica) erstreckte sich von der Seine und Marne bis zum Rhein, jenseit dessen Mündungen das german. Volk der Bataver (s. d.). Mit dem Namen Belgi um bezeichnet Cäsar nur einen Theil dieses Landes im Südwesten, wo die Bellovaken um Beauvais (Caesaromagus) zwischen Seine und Somme (Samara), die Ambianer (Samarobriua jetzt Amiens) in der Picardie, die Atrebaten in Artois, die Belocasser um Rouen (Rotomagus) wohnten; an der Küste nördlich von der Seine die Caleten und die Moriner mit dem Itius Portus (Boulogne); zwischen Sabis (Sambre), Scaldis (Schelde), Lego (Lys) bis ans Meer die Nervier; südlich von ihnen die Veromanduer (um St. Quentin); weiter die Suesioner mit Noviodunum, später Augusta Suessionum (Soissons), die Remer mit Durocorturum (Rheims), die Leuter mit Tullum (Toul) und Mediomatiker mit Divodurum, später Mettis (Metz), in Lothringen an der obern Maas (Mosa) und Mosel (Mosella), und an dem weitem Lauf der letztern die Trevirer (Augusta Trevirorum, jetzt Trier); nördlich von dem Arduennischen Walde, mit welchem Namen man außer den Ardennen auch die Ebn und Eifel bezeichnete, die Eburonen zwischen Rhein und Maas, von Cäsar vertilgt, an deren Stelle später die Tungri (Longern), die Abuatiker westlich der Maas und die Menapier zwischen der untern Maas, Schelde und Rhein traten. Germanischen Stamms waren vielleicht die Tribokker, Nemeter und Bangionen (mit Borbetomagus, jetzt Worms), die am Rhein im untern Elsaß und nördlich bis Bingen (Bingium) wohnten, auch weiter hinab wurden unter Augustus Germanen angesiedelt; die Ubier und ein Theil der Sigambren, der unter dem Namen Guberner nördlich von jenen wohnte.

Cäsar hatte den besiegten Galliern Tribut auferlegt und Besatzung zurückgelassen; die eigentliche Provinzialform erhielt das Land aber erst durch Augustus im J. 27, der es in drei Provinzen unter kaiserlichen Statthaltern theilte: 1) Aquitania, das über den alten Umfang hinaus vergrößert nun alles Land zwischen Pyrenäen, Loire und Gebennen umfaßte; 2) Gallia Lugdunensis, zwischen Loire, Seine, Marne, Saone bis Lugdunum, und

3) Gallia Belgica, zu welchem die Sequaner und Helvetier geschlagen wurden. Die alte Provinz, jetzt gewöhnlich Gallia Narbonensis genannt, wurde im J. 22 der Verwaltung des Senats zurückgegeben. Am Rhein wurde der von den Germanen bewohnte Strich seit Tiberius als cisrhenanisches Germanien in zwei Theilen (Germania I oder superior und II oder inferior), zwischen denen die Mosel die Scheide bildete, von Gallien abgefondert betrachtet, ohne eine eigene Provinz zu bilden; acht Legionen lagen hier gegen das jenseitige Germanien vertheilt in festen Orten und Lagern, aus denen selbst Ortschaften wurden, wie Argentoratum (Strasburg), Mogontiacum (Mainz), Confluentes (Koblenz), Bonna (Bonn), Colonia Agrippina (Köln), im Lande der Ubier Castra Vetra (Xanten). Im 3. Jahrh. n. Chr. wurde jede einzelne Provinz in mehre Theile getheilt, sodas gegen Ende des 4. Jahrh. 17 Provinzen in G. bestanden; aus der Narbonensischen Provinz wurden: 1) Narbonensis I, mit der Hauptstadt Narbo, unter den Westgothen erweitert, Septimania mit Tolosa, 2) Narbonensis II mit Aquae Sextiae, 3) Alpes Maritimae mit Ebrodunum (Embrun), 4) Provincia Viemensis mit Vienna (Vienne) und dazu 5) Alpes Graiae und Penninae (Wallis und das nordöstliche Savoyen); aus Aquitania: 6) Novempopulana zwischen Pyrenäen und Garonne mit Civitas Auscorum (Nuch), 7) Aquitania I mit Civitas Bituricum (Bourges), der östliche, und 8) Aquitania II mit Burdigala, der westliche Theil des Landes zwischen Garonne und Loire; Gallia Lugdunensis zerfiel in vier Theile: 9) Lugdunensis I mit Lugdunum, 10) Lugdunensis II mit Rotomagus, 11) Lugdunensis III mit Civitas Turonum (Tours), 12) Lugdunensis IV oder Senonia mit Civitas Senonum (Sens); Gallia Belgica in fünf: 13) Belgica I mit Civitas Trevirorum (Trier), 14) Belgica II mit Civitas Remorum (Rheims), 15) Germania I mit Colonia Agrippina, 16) Germania II mit Mogontiacum und 17) Maxima Sequanorum mit Vesontio (Besançon). Unter Konstantin bildete Gallien eine Diöces (s. d.) der Praefectura Galliarum.

Unruhen, die in Folge der von Augustus geregelten Steuereinrichtung im J. 13 v. Chr. in Gallien ausbrachen, wurden durch des Drusus Klugheit und Milde schnell unterdrückt; auch der Aufstand des Trevirer Julius Florus und des Abuer Sacrovir unter Tiberius 21 n. Chr. hatte keinen Erfolg, und als zur Zeit des Streits zwischen Vitellius und Vespasian im J. 69 Claudius Civilis mit seinen Batavern und andern Germanen die Waffen anrühnen Rhein siegreich gegen die Römer erhob, schlossen sich ihm fast allein die Trevirer unter Classicus und Tutor und die Lingoner unter Julius Sabinus an, die übrigen Gallier vereinten sich auf einer von den Remern gehaltenen Versammlung, in der Treue gegen Rom zu verharren; Civilis aber mußte 70 n. Chr. dem Römer Petilius Corialis weichen. Das röm. Bürgerrecht war durch die Kaiser Claudius, Galba und Ntho den Galliern gegeben worden, die öffentliche Übung des Druidencultus wurde durch Claudius aufgehoben, röm. Bildung fand auch außer der alten Provinz, besonders in dem südlichen Theile des Landes, Eingang; namentlich Massilia, Nemausus, Arlesate, Vienna waren in jener, Lugdunum, Augustodunum, Burdigala in diesem ebenso Sitze des Handels wie der geistigen Kultur, für die hier auch Lehranstalten entstanden. Die röm. Sprache verbreitete sich von den Städten aus, die unter den Römern ansehnlicher, zum Theil neu gegründet wurden, und gestaltete sich zu einer eigenen provinzialen Sprachweise (lingua romana rustica), durch welche jedoch, wie historische Zeugnisse beweisen, das Keltische noch im 3.—5. Jahrh. nicht ganz verdrängt war. Das Christenthum faßte zuerst in der Mitte des 2. Jahrh. Wurzel und gedieh; zu Anfang des 4. Jahrh. waren Bischöfe zu Bordeaux, Rouen, Rheims, Köln. Bis gegen das Ende des 2. Jahrh. war die Lage des Volks unter der röm. Herrschaft bei geordneten und damals noch mäßigen Steuern leichter, als sie es früher unter dem Druck des heimischen Adels gewesen war, und der Zustand des an Salz und Eisen, an Getreide, Wiesen und Wald, an Pferden, Schafen und Rindern reichen Landes, in welchem durch die Römer der Wein- und Obstbau sowie der Dibaum weit verbreitet und die Betriebsamkeit der Einwohner geweckt worden waren, bei ungestörtem Frieden ein blühender. Mit dem Kampfe des Septimius Severus (s. d.) gegen Albinus, der in G. ausgefochten wurde, beginnt der Verfall, der schon im 3. Jahrh. rasch und gewaltig zunahm. Die Einfälle der Alenans (s. d.) und Franken (s. d.), die in der ersten Hälfte dieses Jahrh., sowie gegen dessen Ende

die Raubzüge der Sachsen (s. d.) an den Küsten beginnen, trafen zwar nur die Grenzen und noch gelang es, eine geraume Zeit sie zurückzuweisen, dagegen stiegen die Verwirrung und das Elend durch die innern Kämpfe in der Zeit der sogenannten dreißig Tyrannen, deren einer Tetricus im J. 274 durch Aurelianus (s. d.) in G. besiegt wurde. Durch die Empörung des Bonofus und Proculus, die Probus (s. d.) im J. 281 unterwarf, sowie durch den Druck der Statthalter und die jetzt über alles Maß vergrößerte Steuerlast, durch welche die Städte verarmten, das Land verödete und zur Zeit Diocletian's den Bund der Bagauda, in dem sich die niedere und verarmte Masse des Volks zum Aufstand vereinte, hervorrief, der durch Maximian's grausame Härte nicht vertilgt werden konnte und noch im 5. Jahrh. gewaltsam hervortrat. Im 4. Jahrh. war Julianus (s. d.), den Konstantius 355 als Cäsar nach G. schickte, bemüht, den Zustand des Landes zu verbessern; auch gegen die Franken und Alemannen kämpfte er glücklich, und die letztern wurden nach ihm noch von Valentinian I. 366 und von Gratian 377 geschlagen, aber durch die immer wiederholten Einbrüche beider Völker wurde doch das Land am Rhein verheert, und noch im Laufe des Jahrhunderts nahmen die Franken im Norden, die Alemannen im Osten (bis zu den Vogesen) Besitz von röm.-gall. Boden. Unter Honorius wurde G. zu Ende des J. 406 von den Scharen der Vandalen (s. d.), Sueven (s. d.), Alanen (s. d.) überschwemmt, nur Reste von ihnen, namentlich Alanen, blieben zurück, der größere Theil drang nach Spanien (409). Dagegen fasten die Burgunder festen Fuß, breiteten sich von den ihnen am obern Rhein eingeräumten Sizen weiter bis zur Rhone und Durance aus und gründeten dort das Burgundische Reich. (S. Burgund.) Auch den Westgothen (s. Gothen), die auf ihrem Zuge nach Spanien 413 das südliche G. verheerten, wurde noch diesseit der Pyrenäen ein Theil Aquitaniens überlassen, wo ihr König Ataulf zu Tolosa seinem Sitz nahm. Mit ihrer Hülfe überwand Aetius, Valentinian's III. Feldherr, der noch einmal kräftig für die röm. Herrschaft in G. wirkte und die Empörung von Armorica unterdrückte, im J. 451 den Attila (s. d.), durch welchen ein großer Theil des Landes verwüstet worden war, auf den Catalanischen Feldern (s. d.). Valentinian, der ihn 454 tödten ließ, wurde selbst 455 ermordet; bei der Verwirrung, in die nun das Reich gerieth, machte sich der Arverner Avitus in G. zum Kaiser, wurde aber schon 456 durch Ricimer abgesetzt. Majorianus, den dieser erhob, beruhigte noch einmal G.; nach seinem Sturze im J. 461 wurde das Reich der Westgothen an der Küste bis zur Rhone und bald darauf nördlich bis zur Loire erweitert; die westlichste Spitze G. erhielt von Britannien her Zuwachs keltischer Bevölkerung und war unabhängig (s. Bretagne); den schwachen Überrest röm. Herrschaft endlich, der zwischen der Somme und Loire das weström. Reich unter Syagrius noch überdauerte, vernichtete im J. 486 der Franke Chlodwig. Durch ihn und seine Nachfolger wurde aus G. ein Reich der Franken (s. d.). — Vgl. Balckenaer, „Geographie des Gaules cisalpine et transalpine“ und Thierry, „Histoire de la Gaule sous l'administration romaine“ (3 Bde., Par. 1828).

Gallienus (Publ. Licinius), röm. Kaiser vom J. 259, wo sein Vater Valerianus, der ihn schon vorher zum Mitregenten ernannt hatte, in pers. Gefangenschaft gerieth, bis zum J. 268 n. Chr. Er war fast blos auf Italien beschränkt, da in den Provinzen die Legionen ihre Anführer zu Kaisern erhoben (die Zeit der sogenannten 30 Tyrannen); im Orient ernannte er selbst den Odenathus zum Cäsar und überließ ihm und seiner Gemahlin Zenobia (s. d.) den Krieg gegen die Perser, die hier das Reich bedrohten, während im Occident german. Völkerschaften seine Grenzen angriffen. Gegen Postumius in Gallien und gegen Aureolus in Illyricum zog er selbst zu Felde, ohne entscheidenden Erfolg; als der Legtere in Italien einbrach, belagerte ihn G. in Mediolanum, fiel aber selbst durch eine Verschwörung seiner Offiziere. Claudius (s. d.) und nach ihm Aurelianus (s. d.) waren seine Nachfolger.

Gallimathias, worunter man jedes unverständliche, verworrene Geschwäg, jeden sinnlosen Vortrag versteht, soll seinen Namen daher haben, daß in Frankreich einst ein Sachwalter bei dem Rechtsstreite über einen Hahn, der einem gewissen Matthias gehörte, vor Gericht, wo man sich nach damaliger Sitte der lat. Sprache bediente, zu wiederholten Malen die Worte gallus Matthiae, d. h. der Hahn des Matthias, in galli Matthias, d. h. der Matthias des Hahns, verdrehte.

Gallo (Marzio Mastrizzi, Marquis von), ein gewandter ital. Staatsmann, der

mit großer Umsicht den wichtigsten Sendungen sich unterzog, war ein geborener Neapolitaner. Den Weg zu höhern Staatsämtern bahnte er sich durch die Unterhandlungen während des Revolutionskriegs, mit denen ihn Ferdinand IV. von Sicilien beauftragte. Im J. 1795 an Acton's (s. d.) Stelle zum Premierminister ernannt, lehnte er diesen Posten ab. Er wohnte den Conferenzen zu Udine bei, unterzeichnete 1797 den Frieden zu Campo-Formio und leitete fortwährend die wichtigsten Verhandlungen mit Frankreich, wobei er mehrmals mit Acton in harten Kampf gerieth, dessen System der Strenge er sich widersetzte. Gegen Ende des J. 1802 ging er als Botschafter des Königs beider Sicilien zur ital. Republik und von da nach Frankreich. Er wohnte der Krönung Napoleon's zum König von Italien bei und unterzeichnete 1805 in Mailand den Vertrag mit Frankreich wegen Räumung des neapolitan. Gebiets von den franz. Truppen, der aber in dem Augenblicke der Unterzeichnung schon gebrochen wurde. Nach der Landung der Russen und Engländer in Neapel nahm er seinen Abschied. Als Joseph Bonaparte den Thron von Neapel bestieg, wurde er von demselben zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und behielt auch unter Murat dieses Ministerium. Er unterzeichnete am 11. Jan. 1814 das Bündniß mit Osterreich und am 3. Febr. das mit England, blieb Murat bis zu dessen Sturz getreu und lebte hierauf als Privatmann. Nach der Revolution in Neapel von 1820 wurde er wieder Minister der auswärtigen Angelegenheiten und übernahm dann eine Sendung nach Wien, um dem dortigen Hofe über die Revolution Neapels und deren Folgen Aufklärung zu geben; doch in Klagenfurt fand er eine Anweisung des Fürsten Metternich, nicht weiter zu reisen, da der Kaiser ihm keine Audienz ertheilen könne. Hierauf begleitete er den König beider Sicilien zum Congresse nach Raibach, wo er sich vergebens bemühte, eine Abänderung der über Neapel gefaßten Beschlüsse herbeizuführen, und trat dann ins Privatleben zurück. Er starb zu Neapel im Febr. 1833.

Gallomanie (lat. und griech.) nennt man die übertriebene Vorliebe für Alles, was französisch ist, wie diese namentlich seit den Zeiten Friedrich des Großen in Deutschland hervortrat, besonders in den höhern Classen, die nicht nur durchgehend französisch sprachen, sondern überhaupt Alles nach franz. Mustern eingerichtet haben wollten, und bei diesem Nachahmungseifer selbst das Bessere dem Schlechtern häufig opferten. In gleichem Grade zeigte sich diese Sucht unter den Deutschen während der Herrschaft Napoleon's.

Gallon ist ein engl. Hohlmaß sowohl für trockene als flüssige Gegenstände. Nach der neuesten gesetzlichen Bestimmung muß der Imperial gallon 10 Pf. destillirten Wassers, bei einem Wärmegrad von $13\frac{1}{2}^{\circ}$ N. gewogen, oder 277,274 Kubikzoll enthalten. Der alte engl. Weingallon enthält nur 231, der alte engl. Biergallon aber 282 Kubikzoll. Nur der erste ist beim Zollwesen gültig. Vier Quart oder acht Pinten bilden diesen Gallon; zwei Gallons sind gleich einem Peck und acht Gallons gleich einem Bushel oder engl. Scheffel.

Gallapagos oder Schildkröteninseln heißen die zur südamerik. Republik Ecuador gehörigen Inseln an der Küste von Quito, die in bis jetzt unbestimmter Zahl (etwa 40) zusammen einen Flächenraum von 120 □M. haben. Sie sind vulkanischen Ursprungs und unbewohnt, aber merkwürdig durch eine besondere Art Landschildkröten, die 50—300 Pf. schwer und äußerst wohlschmeckend, hier in großer Anzahl leben.

Galloway (Henri, Marquis von Rumigny, Graf von), geb. 1647, wurde als Generalagent des zur Zeit des widerrufenen Edicts von Nantes nach England geflüchteten franz. protestantischen Adels mit dem Titel eines Grafen von G. daselbst nationalisirt und in Folge seines tapfern Benehmens bei Neerwinden als Oberst des aus franz. Flüchtlingen gebildeten Reiterregiments von Wilhelm III. im J. 1696 zum Generalmajor und Befehlshaber der engl. Truppen in Piemont befördert. Beim Ausbruch des span. Erbfolgekriegs ernannte ihn die Königin Anna 1704 zum Generalissimus in Portugal. Vor Badajoz im J. 1705 verwundet, bei Almanza im J. 1707 und auf der Ebene von Gudina im J. 1709 geschlagen, wurde er hierauf nach England zurückberufen und 1715 Lord Oberrichter von Irland. Er starb auf seinem Landhause in Hampshire am 14. Sept. 1720.

Gallus (Cajus Sulpicius), einer der wenigen Römer, welche die Astronomie zum Gegenstande ihrer Studien machten, lebte gegen 170 v. Chr. Er beschäftigte sich besonders

mit Berechnung der Sonnen- und Mondfinsternisse und soll einige astronomische Schriften verfaßt haben, von denen sich aber keine erhalten hat.

Gallus (L. Cornelius), ein röm. Feldherr und Dichter, Freund des Virgil und Doid, wurde durch Augustus aus seiner Niedrigkeit emporgehoben. Er befehligte eine Heersabtheilung in der Schlacht bei Actium, focht dann in Aegypten glücklich gegen Antonius und erhielt zuletzt die Statthalterschaft des eroberten Landes. Übermüthig gemacht durch sein Glück, ließ er sich hier Bildsäulen errichten und seine Thaten sogar an den Pyramiden verewigen, zog sich aber sehr bald Unzufriedenheit und Mißtrauen in der Verwaltung zu. Anfangs von einem seiner Freunde bei Augustus, später von vielen Andern bei dem Senat angeklagt, wurde er seiner Ämter entsetzt, des Vermögens beraubt und geächtet, kam aber dieser Schmach durch Selbstmord zuvor. Seine Gedichte, an denen die Alten selbst eine gewisse Härte rügten, sind sämtlich untergegangen, denn die unter seinem Namen zuerst von P. P. Gauricus (Ven. 1501, 4.) bekannt gemachten sechs Elegien sind ein späteres Nachwerk, sowie die ihm zugeschriebenen Epigramme in der „Anthologia lat.“ und das den Werken Virgil's gewöhnlich beigefügte kleinere Gedicht „Ciris“ offenbar andern Verfassern angehören. Von diesem G. benannte W. A. Becker seine Darstellung des häuslichen Lebens der Römer „Gallus, röm. Scenen aus der Zeit Augusti's“ (2 Bde., Lpz. 1838).

Gallus, s. Hänel (Jakob).

Galmei nennt man zwei verschiedene Mineralspecies, den Zinkspath oder kohlenfauren Zink und den eigentlichen Galmei oder kieselhaltigen Zink (s. d.).

Galt (John), einer der berühmtesten humoristischen Schriftsteller Englands, geb. am 2. Mai 1779 zu Irvine in Ayrshire, verlebte einen Theil seiner Jugend zu Greenwich, wo der Umgang mit den mittlern und untern Ständen seine Beobachtungsgabe und die derbe Drolligkeit seines Humors ausprägte. Nachdem er ein mit einem gewissen M. Lachlan begonnenes Handelsgeschäft hatte aufgeben müssen und auch vergebens bemüht gewesen war, sich dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit zu widmen, begab er sich 1809 auf Reisen, besuchte Italien und die Türkei und ließ nach seiner Rückkehr seine an statistischen Notizen und Handelsvorschlägen reichen „Voyages and travels in the years 1809—11“ (Lond. 1812, 4.) erscheinen. Auch legte er dem Gouvernement den Plan vor, die Waaren der Levante über die Türkei zu beziehen, den er in seinen „Reflections on political and commercial subjects“ (1812) und in den „Letters from the Levant“ (1813) ausführlicher entwickelte. Da er aber hiermit weder beim Ministerium noch bei der Handelswelt Gehör fand, ging er als Handelsagent nach Gibraltar, dann als Agent für die canadischen Forderungen nach Amerika. Nach seiner Rückkehr wendete er sich ausschließlich zur Schriftstellerei. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er in Greenock zu, wo er am 11. Apr. 1839 starb. Unter seinen historisch-romantischen Erzählungen verdienen Erwähnung „Southemnan“, „Sir Andrew Wylie“, „Stanley Buxton“, „Ringan Gilhaize“, „Rothehan“, „Bog le Corlet“ und „Lairds of Grippy“. Schon früher hatte er in der „Life and the administration of cardinal Wolsey“ (Lond. 1812, 4.), noch mehr aber in der „Life and studies of Benj. West“ sich als tüchtigen Biographen bewährt. Seine „Life of Byron“ erntete wie die von Leigh Hunt Lob und Tadel. In seiner Autobiographie (2 Bde., Lond. 1833) verwebte er Wahrheit und Dichtung in der ihm eigenthümlichen humoristischen Weise. Den 1812 von ihm herausgegebenen vier Tragödien schließt sich die Sammlung seiner „Poems“ (Lond. 1833) an. Sein Ruhm indes als origineller Humorist gründet sich auf die Erzählungen „The annals of the Parish“, „Ayrshire Legatees“, „The Prevost“ und „Lawrie Todd“, worin er das Stillleben der mittlern und untern Stände Schottlands mit solcher Meisterhaftigkeit geschildert hat, daß ihm in dieser Beziehung sogar Walter Scott nachsieht.

Galuppi (Baldassaro), auch Buranello genannt, ein seiner Zeit sehr berühmter Operncomponist, geb. 1703 auf der Insel Burana bei Venedig, war ein Schüler des berühmten Lotti. Nachdem er schon 1722 in Venedig mit einer Oper aufgetreten, die indes wenig gefiel, wußte er sehr bald die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Er wurde Kapellmeister bei St. Marcus und Lehrer am Conservatorio degli Incurabili; folgte zwar 1766 einem Rufe als Kapellmeister nach Petersburg, kehrte jedoch schon nach zwei Jahren in seine

alten Amter nach Venedig zurück, wo er 1785 starb. Besonders glücklich war er im Fach komischer Opern, deren er gegen 50 schrieb.

Galvani (Alloisio), geb. zu Bologna am 9. Sept. 1737, studirte anfangs Theologie, widmete sich aber später dem Studium der Anatomie und Physiologie und wurde 1762 Professor der Anatomie zu Bologna. Der Beifall, welchen seine Abhandlung über die Uringsäße der Vögel fand, führte ihn zu dem Entschluß, die Physiologie der Vögel vollständig zu bearbeiten; doch beschränkte er sich später auf die Untersuchung ihrer Gehörwerkzeuge. Der Zufall führte ihn zu der Entdeckung des nach ihm benannten **Galvanismus** (s. d.). Auf einer Reise, die er nach Sinigaglia und Rimini machte, war er so glücklich, der Ursache der bei dem Krampffische sich zeigenden elektrischen Erscheinungen auf die Spur zu kommen. Als er während der Revolution den Beamteneid zu leisten sich nicht entschließen konnte, verlor er sein Amt, lebte hierauf in der Zurückgezogenheit auf dem Lande und starb am 4. Dec. 1798. Er schrieb „De viribus electricitatis in motu musculari“ (2. Aufl., Bologna 1792).

Galvanismus ist **Elektricität** (s. d.), die sich nur durch die eigenthümliche Art ihrer Erregung von der gewöhnlichen Elektricität unterscheidet, indem sie durch bloße Berührung ungleichartiger Leiter, namentlich ungleichartiger Metalle, entsteht. Wenn sich z. B. ein Stück Zink und ein Stück Kupfer wechselseitig berühren, so wird das Zink positiv, das Kupfer ebenso stark negativ elektrisch, welche Elektricität durch empfindliche Elektrostope (s. **Elektrometer**) zur Wahrnehmung gebracht werden kann. Verbindet man die beiden ungleichartigen Metalle, während sie sich an einem oder mehren Punkten metallisch berühren, an andern Stellen durch eine Flüssigkeit, was man z. B. bewirken kann, indem man zwischen zwei aufeinander liegende Platten eine feuchte Tuch- oder Pappscheibe einschiebt, so jedoch, daß sich die Platten noch an einem Rande berühren, oder indem man beide Platten in ein Gefäß mit Flüssigkeit taucht und mit ihren obern Rändern zusammenneigt oder durch einen Draht verbindet, so erhält man die Anordnung der sogenannten geschlossenen galvanischen Kette. In einer solchen finden die entgegengesetzten Elektricitäten einen Weg durch die Flüssigkeit und den Draht hindurch, sich zu vereinigen; aber in dem Maße als ihre Vereinigung erfolgt, entwickeln sich auch durch die fortdauernde Berührung neue Quantitäten entgegengesetzter Elektricität, die sich wiederum durch die Flüssigkeit vereinigen u. s. w., sodas auf diese Weise eine continuirliche Strömung entgegengesetzter Elektricitäten nach entgegengesetzten Richtungen entsteht, die sich in jedem Augenblicke vereinigen und von neuem wieder erzeugen. Dieser Vorgang ist es, den man mit dem Namen des elektrischen oder galvanischen Stroms bezeichnet. Die Wirkungen, welche die geschlossene galvanische Kette auf Leiter, die sich in ihrem Kreise befinden, zu äußern vermag, lassen sich in vier Classen bringen, von denen jedoch manche nur dann in deutlichem Grade erscheinen, wenn man, statt ein einziges Paar metallischer Platten anzuwenden, deren mehre mit Zwischeneinbringung feuchter Leiter auf eine der nachher anzugebenden Arten verbindet. Diese vier Classen von Wirkungen sind: 1) Die physiologischen Wirkungen. Das einfachste Beispiel derselben ist, wenn man ein kupfernes Geldstück über, ein silbernes unter die Zunge legt, und beide Geldstücke sich vorn vor der Zungenspitze berühren läßt. Indem hier die entgegengesetzten Elektricitäten sich durch die Zunge hindurch vereinigen oder, wie man sagt, der Strom durch sie hindurchgeht, empfindet dieselbe einen eigenthümlichen Geschmack. Leitet man galvanische Ströme durch Theile des Körpers, so treten nach Maßgabe der Stärke des Stroms schmerzhaft empfindungen und krampfhafte Contractionen der Muskeln ein. Die Sinne empfangen dadurch eigenthümliche Eindrücke, je nach ihrer Natur. 2) Die chemischen Wirkungen. Sie zeigen sich am einfachsten darin, daß, wenn man zwei, mit den Polen einer galvanischen Säule in Verbindung stehende Metalldrähte in eine Röhre voll Wasser leitet, sodas die Spizen derselben in geringem Abstände voneinander bleiben, der zwischen ihnen durch das Wasser hindurchgehende Strom eine Zersetzung desselben in der Art bewirkt, daß sich Sauerstoff an dem mit dem positiven Pole (Zinkpole), Wasserstoff an dem mit dem negativen Pole (Kupferpole) in Verbindung stehenden Drahte entwickelt. Auch alle andere chemisch zusammengesetzte Körper lassen sich solchergestalt durch hinlänglich kräftige Säulen in ihre Bestandtheile zersetzen. Dabei scheidet sich stets der eine Bestandtheil, bei Metallsalzlösungen das Metall, am negativen, der andere am positiven Pol aus.

(S. Elektrochemie.) 3) Die Hizewirkungen. Wenn man die Schließung einer kräftigen Kette durch einen dünnen und nicht zu langen Metalldraht bewirkt, so bringt der elektrische Strom, indem er sich in dem Drahte zusammenhängen muß, eine solche Hize hervor, daß der Draht ins Glühen kommt. Bemerkenswerth ist, daß Metalldrähte um so leichter ins Glühen gerathen, je schlechter ihr elektrisches Leitungsvermögen ist. 4) Die elektromagnetischen Wirkungen. (S. Elektromagnetismus.) Von den Gesetzen der galvanischen Kette sind folgende zu merken: Auf die Menge der Berührungspunkte der Metalle untereinander kommt in Bezug auf die Wirkung nichts an, dagegen nimmt die Wirkung im Allgemeinen sehr beträchtlich zu mit Vergrößerung der sogenannten erregenden Oberfläche, d. h. der Oberfläche, in welcher die Platten von der Flüssigkeit genezt werden; namentlich ist die Größe der erregenden Oberfläche vom auffallendsten Einfluß, wenn man eine galvanische Kette auf gute Leiter, z. B. Metalldrähte, die nicht zu lang und dünn sind, wirken läßt, in welchem Falle die Vermehrung der Plattenanzahl (Anwendung einer Säule) von keinem sonderlichen Nutzen ist; während die Vervielfältigung der Plattenpaare in denjenigen Fällen erfordert wird, wo man die Kette auf schlechte Leiter, z. B. Röhren voll Flüssigkeit, den menschlichen Körper u. s. w., wirken lassen will, wo hinwiederum sich die Größe der erregenden Oberfläche von wenig Einfluß zeigt. Ferner ist es für alle Wirkungen gleichgültig, ob zwei Metalle sich direct berühren oder ob ein Zwischenmetall, z. B. ein Draht, ihre Verbindung bewirkt; blos wenn die Elektrizität einen langen Weg darin zu durchlaufen hat, erfährt sie hierdurch eine Schwächung. Die zu Erzeugung eines galvanischen Stroms angewendeten Apparate sind entweder einfache Elemente, d. h. Zusammenstellungen zweier Metallplatten miteinander, zwei, gewöhnlich flüssigen Halbleitern, oder Combinationen mehrerer Elemente, sogenannte galvanische Säulen oder Batterien. Es kann außerordentlich verschiedene voltasche Elemente geben, die üblichsten bestehen aus Kupfer und Zink (oberflächlich amalgamirt) und dazwischen verdünnte Schwefelsäure, Platin und Zink mit Schwefelsäure. Um die Fläche der Platten ohne großen Raumberlust vergrößern zu können, biegt man wol die Platten zu Cylindern, die man ineinander stellt, oder spiralförmig in gewissem Abstände umeinander windet (Harro's Desagrator). Alle solche Elemente haben, da sie stets von einer Zersetzung des Wassers und der Auflösung einer der Quantität entwickelter Elektrizität entsprechenden Menge von Zink in der Säure begleitet sind, den Uebelstand, daß die Stärke der Wirkung schnell nachläßt, wovon die Ursache in dem sich an dem Kupfer oder Platin entwickelnden Wasserstoffgase liegt. Um dies zu vermeiden, ist es gut, das negative Metall in eine Flüssigkeit zu stellen, welche das Wasserstoffgas unschädlich macht oder vernichtet, während das Zink in verdünnter Schwefelsäure stehen bleibt. Man trennt dann die beiden Flüssigkeiten durch eine poröse Scheidewand von Blase, Pergament, unglasirtem Porzellan oder Thon u. s. w., welche ihre unmittelbare Vermischung hindert, aber dem elektrischen Strome den Durchgang gestattet. Solche Elemente nennt man dann constante. Von dieser Art Elemente, die immer aus concentrisch sich umgebenden Cylindern bestehen, sind vorzüglich drei in Anwendung gekommen: das Daniell'sche, Kupfer in Kupfervitriolauflösung und Zink in verdünnter Schwefelsäure; das Grove'sche, Platin in Salpetersäure und Zink in verdünnter Schwefelsäure, und das Bunsen'sche, Kohle (aus Steinkohlen und Coaks durch Glühen bereitet) in Salpetersäure und Zink in verdünnter Schwefelsäure. Diese Apparate sind es, welche sich allein zu dauernden und technischen Anwendungen eignen. Bei dem Daniell'schen schlägt sich fortwährend Kupfer aus der Auflösung auf die Kupferplatte nieder. Die Combination mehrerer Elemente zu Batterien geschieht nun darin so, daß man durch Drähte entweder alle Zink- und alle negative Platten in Verbindung bringt, oder so, daß man die positive Platte des einen mit der negativen des folgenden verbindet. Jene Verbindungsweise wirkt nur wie ein großes Plattenpaar, diese dagegen steigert die Intensität nach einem ganz andern Gesetze. Aus dem Obigen geht hervor, worin der Unterschied der Wirkung liegt. Veraltete Einrichtungen sind die sogenannte Voltasche Säule, aus Kupferplatten, Zinkplatten und mit Salzlösung getränkte Pappscheiben erbaut, und die aus geraden Platten zusammengesetzten Trogaparate. Für chemische Versuche stellt man die Elemente in kleine Becher und verbindet sie.

Galvanographie ist eigentlich die Benützung des galvanischen Stroms zum Ätzen

von Platten. Bedeckt man nämlich eine Kupferplatte mit Äggrund, gravirt in denselben die Zeichnung und macht die Platte zum positiven Pol, so wird umgekehrt das Kupfer aus den Strichen aufgelöst und diese dadurch geätzt. Man nennt aber auch so die Kobell'sche Methode, auf Platten mit einer etwas körperlichen und erhabenen stehenden Farbe zu malen und dann die Platte galvanoplastisch zu copiren, wodurch man eine Platte erhält, welche die Zeichnung vertieft enthält, also weiter abgedruckt werden kann. Vgl. Werner, „Die Galvanoplastik in ihrer technischen Anwendung“ (Petersb. 1844 mit 12 Kupfstaf.).

Galvanometer heißt ein Instrument zu Messung der Stärke eines galvanischen Stroms. Dasselbe beruht auf der Ablenkung, welche eine Magnetnadel durch einen über oder unter ihr weggehenden Strom erfährt, und besteht daher aus einer Art von Compaß, welcher in die Kette eingeschaltet wird.

Galvanoplastik nennt man die Benutzung der Eigenschaft galvanischer Ströme, welche durch constante Elemente oder Batterien erzeugt sind (s. Galvanismus) und auch der durch die magnetoelektrische Rotationsmaschine hervorgebrachten, Metallsalzlösungen dergestalt zu zerlegen, daß sich das Metall an dem negativen Pole oder einer damit verbundenen leitenden Fläche fest und zusammenhängend absetzt, zu technischen Zwecken. Man kann dabei entweder die Absicht haben, das abgesetzte Metall wieder abzulösen und dadurch einen Abdruck oder eine umgekehrte Nachbildung des mit dem negativen Pole verbundenen Originals zu erhalten, oder man läßt den Metallüberzug auf der Unterlage. Jenes gibt die eigentliche Galvanoplastik, dieses die galvanische Vergoldung, Versilberung u. s. w. Die eigentliche Galvanoplastik wurde um 1836 von Jak. Jacobi (s. d.) erfunden und ist schon zu einer bedeutenden Ausübung gelangt. Man wendet bei ihr stets Kupfervitriol an, da sich das Kupfer am besten in größeren zusammenhängenden Massen niederschlägt. Man verschafft sich auf diese Weise theils von metallenen Gegenständen, wie Kupferstichplatten, Medaillen, Münzen, Schriftstempel u. s. w., theils von nichtmetallischen Modellen und Formen aus Gyps, Wachs, Stearin u. s. w., deren Oberfläche man aber durch Einreiben von feinem Graphitpulver leitend macht, Copien oder Abgüsse, die aber, wofern nicht die als Unterlage gebrauchte Form schon selbst ein Abguss des Originals war, stets nochmals copirt werden müssen, um das Original treu wiederzugeben, da bei der Ablagerung den Erhöhungen Vertiefungen und umgekehrt entsprechen. Zuweilen, wie bei Verfertigung der Matrizen über Schriftstempel, soll aber der galvanoplastische Abguss unmittelbar als Form für weitere Vielfältigung dienen. Bei gehöriger Ausführung sind die Copien den Originalen absolut gleich. Bei der Ausführung wird entweder das Original unmittelbar in Kupfervitriollösung gebracht, von dieser durch eine poröse Scheidewand im Raum getrennt, welcher Zink und verdünnte Schwefelsäure enthält und dann Zink und Original leitend verbunden. Man hat so ein Daniell'sches Element, in welchem aber das Original selbst die Kupferplatte vorstellt; oder, was für Ausführung im Großen besser ist, man hat eine besondere constante Batterie oder eine magnetoelektrische Maschine, mit deren Polen man einerseits das Original, andererseits eine Kupferplatte verbindet, die dann einander gegenüber in Kupfervitriolauslösung gestellt werden. Nach einigen Tagen ist in der Regel der Kupferüberzug dick genug, um abgelöst werden zu können. Bei der galvanischen Vergoldung, Versilberung u. s. w. ist Alles im Wesentlichen ebenso einzurichten, aber die zu vergoldenden und zu versilbernden Gegenstände werden nicht von Kupfervitriol sondern von einer Gold- oder Silberauslösung umgeben. Diese Auflösung muß das edle Metall in einer möglichst leicht zerlegbaren Verbindung erhalten. Gegenwärtig wendet man stets die Cyanverbindungen dieser Metalle an. Auch dieser Zweig hat bereits eine große und allgemeine Anwendung gefunden und die Feuervergoldung größtentheils verdrängt.

Galvzin oder auch **Solvzin**, eine der ausgebreitetsten fürstlichen Familien in Rußland und eine der ausgezeichnetsten in der Geschichte der nordischen Reiche überhaupt, leitet ihren Ursprung von dem lithauischen Fürsten Gedimin, dem Stammvater der Jagellonen (s. d.) ab. Die Fürsten Michail und Dmitri G. waren russ. Heerführer unter dem Großfürsten von Warschau Wassili IV. und wurden von den Polen in der großen Schlacht bei Orscha 1514 gefangen genommen; Dmitri starb in der Gefangenschaft, Michail wurde erst nach 38jähriger Haft freigegeben, worauf er, an den Hof seines Monarchen

zurückkehrend, demselben als ein vorzüglicher Günstling zur Seite stand. — Der Urenkel Michail's, Wassili G., gehörte, nachdem der falsche Demetrius umgekommen war, zu den vier russ. Kronprätendenten. Im J. 1610 nach Polen entsendet, um dem poln. Prinzen Wladyslaw seine Erhebung zum Zar zu verkünden, wurde er durch Kabalen, des Verraths bei der Belagerung von Smolensk durch die Polen überwiesen, zurückgehalten und schmachtete bis an seinen Tod neun Jahre lang im Kerker. — Des Letztern Urgroßneffe, Wassili G., mit dem Beinamen der große Galyzin, war Rathgeber und Günstling der Zarin Sophia (s. d.), der ränkfechtigen Schwester Peter's I. Wie Peter des Großen Sinn auf die Civilisation seines noch uncultivirten, in tiefe Barbarei versunkenen Volks war, so hatte auch Wassili G. sein Streben dahin gerichtet, sein Vaterland in Berührung mit dem Westen Europas zu bringen, wo der einzige Sitz der Cultur war, und Wissenschaften und Künste in die heimischen Schulen und an den Hof selbst zu verpflanzen. Als seine Absicht, sich mit der Zarin Sophia zu verheirathen und den russ. Thron zu theilen, mißglückte und Peter seine Schwester in ein Kloster brachte, wurde G. nach dem Eismere verbannt, wo er an Gift starb. — Von des Letztern Vettern war der eine, Boris G., Peter's Lehrer und einer der Reichsverweser während Peter's erster Reise ins Ausland; der andere, Dmitri G., ein ausgezeichnete Staatsmann, Gesandter in Konstantinopel, dann Director der Finanzen des Reichs und zuletzt Haupt der Partei der Galyzin's und Dolgoruki's (s. d.), die bei dem Tode Peter's II. der kaiserlichen Macht Schranken setzen wollte. Vgl. Peter Dolgoruki, „Notice sur les principales familles de la Russie“ (Brüss. 1843). Dmitri's Plan schlug aber fehl; beide Familien wurden verbannt, und er selbst endete im Kerker zu Schlüsselburg. — Sein Bruder, Michail G., einer der vorzüglichsten Feldherren Rußlands, ausgezeichnet durch Muth und Tapferkeit, war Peter's unzertrennlicher Gefährte auf allen seinen Feldzügen. Vornehmlich zeichnete er sich in der Schlacht bei Narwa, wo er das Semenow'sche Regiment rettete, sowie in der Schlacht bei dem Dorfe Liesnaja, wo er den General Löwenhaupt schlug und Peter ihn auf dem Schlachtfeld umarmte, und bei Pultawa aus. Am berühmtesten jedoch wurde er 1714 durch die Eroberung von Finnland. Er starb als Feldmarschall des Reichs 1730. — Sein Bruder, ebenfalls Michail G., war unter Peter I. Gesandter in Persien, dann Großadmiral. — Von des ältern Michail G.'s Söhnen zeichnete sich der eine, der Feldmarschall Alexander G. durch die Eroberung von Chocim in der Moldau im J. 1769 aus; der andere, Dmitri G., ein ausgezeichnete Diplomat, war russ. Gesandter in Paris zur Zeit Ludwig's XV. und dann bei Joseph II. zu Wien, wo er starb und auf dem nach ihm benannten Galyzin'sberge beerdigt wurde. — Von Alexander G.'s Söhnen war der eine, Alexander G., Vizekanzler während der ersten Jahre der Regierung der Kaiserin Katharina; ein anderer, Peter G., zeichnete sich durch seine militärischen Talente aus; ihr Vetter, Dmitri G., war Minister im Haag unter Katharina II. und starb 1803. — Des Letztern Gemahlin, Amalie Fürstin G., eine durch ihre Geistesbildung, ihre Anmuth, ihre Verbindungen mit Gelehrten und Dichtern, vor Allem aber durch ihren Hang zum Pietismus bekannte Frau, war die Tochter des preuß. Generals Grafen von Schmiettau und verlebte einen Theil ihrer Jugend an dem Hofe der Gemahlin des Prinzen Ferdinand von Preußen, des Bruders Friedrich's II. In Münster, ihrem gewöhnlichen Aufenthaltsorte, versammelte sie einen Kreis der ausgezeichnetsten Gelehrten um sich, hier waren von Fürstenberg, Goethe, Jacobi u. A. auf längere oder kürzere Zeit ihre Gesellschaft, Hemsterhuis und Hamann aber ihre treuesten Freunde. Sie ist die Diotima, an welche Hemsterhuis unter dem Namen Dioklas seine „Lettre sur l'athéisme“ (1785) richtete; Hamann starb in ihrem Hause und fand seine Ruhestätte in ihrem Garten zu Münster. Ihr Einfluß und der ihrer nächsten Umgebung veranlaßte hauptsächlich den Uebertritt Stolberg's und dessen Familie zum Katholicismus und rief jene Schwelgerei in religiösen Gefühlen hervor, die in manchen Kreisen eine Zeit lang sich lebendig erhielt und die Bos in seiner Schrift „Wie ward Friß Stolberg ein Unfreier“ so scharf beurtheilte. Die Fürstin starb 1806 zu Angermode bei Münster. Ihre Kinder erzog sie nach dem Rousseau'schen Natürlichkeitssystem. Ihren Sohn Dmitri G. bewog sie, als katholischer Missionar nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu gehen, wo er 1840 starb. Vgl. Katerkamp, „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der Fürstin Amalie von G.“ (Münst. 1828). —

In der neuern und neuesten Zeit zeichnete sich aus Dmitri Wladimirowicz G., der, nachdem er früher im russ. Heere mit Auszeichnung befehligt hatte, seit 1820 als Generalkriegsgouverneur von Moskau zur Zeit der Cholera bei dem Brande im J. 1831 und in hundert andern Fällen, wo es das Interesse der Stadt galt, sich rühmlichst hervorthat, starb im Apr. 1844 zu Paris. Einer der bedeutendsten Männer des Staats und ein Gegenstand allgemeiner Verehrung, wurde er mit fast kaiserlicher Pracht in der Gruft seiner Ahnen in Moskau beigesetzt. — Endlich ist noch zu nennen Sergej G., der sich schon durch seine Waffenthaten unter der Kaiserin Katharina auszeichnete und gegenwärtig als Mitglied des Reichsraths und als einer der ersten Würdenträger des Reichs all seinen Einfluß aufbietet, um Cultur und Glanz seiner Nation zu erhöhen. Ein unermessliches Vermögen kommt seinen edeln Absichten zu statten; auf seinem landsitz Kusminski oder Melniza in der Nähe von Moskau residirt er mit fürstlicher Pracht und inmitten einer durch Kunst zu einem prächtigen Musensitze umgeschaffenen Natur.

Gama (Vasco de). Die in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. von den portug. Königen beförderten oder angeordneten Entdeckungsreisen hatten gradweis die Westküste Afrikas kennen gelehrt; Bart. Diaz war sogar bis 60 Meilen jenseit des Caps der guten Hoffnung gelangt, während andere portug. in Abyssinien ausgerüstete Expeditionen die Südküste von Arabien besuchten, aber noch fehlte die Verbindung zwischen diesen Entdeckungen. Überzeugt, daß sie zu finden und daher ein ununterbrochener Seeweg nach Indien zu eröffnen möglich sein werde, rüstete König Emanuel der Große von Portugal vier mit 160 Soldaten und Seelenten bemannte Schiffe aus, deren Oberbefehl er an G. übertrug, einen durch Muth und Klugheit bekannten, zu Sines, einer kleinen Seestadt der Provinz Alentejo in Portugal, geborenen und aus alter Familie stammenden Seemann. Die kleine Flotte verließ Lissabon am 9. Juli 1497 und gelangte, durch Gegenwinde aufgehalten, erst am 16. Nov. nach dem jetzt als Tafelbay bekannten Hafen, wo sie für einige Tage ankerte. Schon am 20. Nov. umschiffte G. die Südspitze Afrikas und wendete sich nach Nordosten, nachdem es ihm gelungen, seine auf Rückkehr nach Portugal bestehende Mannschaft zu beruhigen. Die großen Beschwerden dieser Fahrt vergaß er, als ihm endlich günstige Winde nach Sofala führten, wo er das alte Ophir gefunden zu haben meinte, und wo ihm zuerst halbcivilisirte Menschen entgegentraten, die mit Asien Seeverkehr unterhielten und arabisch sprachen. Anfang März 1598 berührte die Flotte Mozambique und lief später in Nombaza an der Küste von Zanguibar ein. Die dort lebenden Mauren erkannten in den Portugiesen bald dasselbe Volk, welches seit vielen Jahren am entgegengesetzten Ende Afrikas gegen die Mohammedaner einen rücksichtslosen Krieg führte. Sie reizten von jetzt an alle eingeborene Fürsten gegen die Fremden auf, die mehrfach in große Gefahr geriethen und welchen es nur in Melinda, unterm 3° südl. B., gelang, freundschaftliche Verbindung auf die Dauer anzuknüpfen und einen aus Guzerat stammenden Piloten zu erhalten. Unter seiner Leitung gelangte G. am 20. Mai nach Kalikut an der Malabar Küste, einer blühenden Stadt, wo der Handel der ganzen Ostküste Afrikas, Arabiens, des pers. Golfs und der Halbinsel Indiens seinen Mittelpunkt fand. Auch hier traten die Mauren den Portugiesen wieder entgegen; indeß gelang es dennoch G., dem Fürsten des Landes, dem Zamorin, Achtung einzuschleusen. Zufrieden mit den gemachten Entdeckungen trat G. den Rückweg an, berührte mehre der vorher besuchten Häfen und ankerte im Sept. 1499 in Lissabon, wo ihm viele Auszeichnungen, Titel und Einkünfte und das Versprechen von künftigem noch größern Gewinne zu Theil wurde. Der König Emanuel sendete sogleich unter Pedro Alvarez Cabral (s. d.) ein Geschwader nach Indien, um dort portug. Niederlassungen zu begründen. Nur an wenigen Orten gelang dieses; in Kalikut wurden sogar 40 zurückgelassene Portugiesen ermordet. Um diese Unbill zu rächen, vorzüglich aber um sich den ind. Seehandel zu sichern, der Lissabon auf einmal eine früher nicht geahnte Wichtigkeit verliehen hatte, rüstete der König ein neues Geschwader von 20 Schiffen aus, welches unter G.'s Oberbefehl im J. 1502 abging. G. gelangte glücklich an die Ostküste von Afrika, begründete dort die noch bestehenden portug. Colonien Mozambique und Sofala, segelte zuerst nach Travancore, nahm oder versenkte unterwegs alle dem Zamorin gehörende Schiffe und zwang diesen durch Beschließung der Hauptstadt Kalikut und Vernichtung einer Kriegsflotte von 29 Schiffen zum Friedens-

schlusse und zu Entschädigungen. Hatte dieser mit Entschlossenheit und Klugheit durchgeführte Act der Rache oder doch der Bestrafung Furcht vor der Macht der Portugiesen eingestößt, so wurde sie auf der andern Seite durch manche mit einheimischen Fürsten vortheilhaft geschlossene Bündnisse befestigt. So schnell war G. zu Werke gegangen, daß er schon am 20. Dec. 1503 mit 13 reichbeladenen Schiffen wieder in Portugal eintraf. Während G. in seinem Vaterlande die wohlverdiente Ruhe genoß, regierten nach und nach fünf Vicekönige über die portug. Besitzungen in Indien. Der letzte derselben, Eduard de Menezes, hatte so viel Unglück, daß der König Johann III. sich entschloß, G. nach dem Schauplatz seiner frühern Heldenthaten abzuschicken. Bereitwillig übernahm der edle Greis das Amt eines Vicekönigs; er segelte mit 14 Schiffen 1524 ab, entwickelte die gewohnte Festigkeit und Klugheit und stellte das portug. Ansehen in Indien wieder her; aber mitten in diesen großen Erfolgen wurde er am 24. Dec. 1524 zu Cochin vom Tode ereilt. Seine Reste wurden nach Portugal gebracht und dort unter dem Antheile eines ganzen Volks, dem er einen Welttheil geschenkt hatte, auf das feierlichste bestattet. Im Charakter G.'s fanden sich Entschlossenheit mit Vorsicht und großer Geistesgegenwart gepaart. Durch Gerechtigkeit, Treue, Ehrenhaftigkeit und echte Religiosität ragt er über die Mehrzahl der großen Entdecker und Eroberer hervor, an welchen seine Zeit so reich war. Seine Entdeckung eines Seewegs nach Indien steht der fast gleichzeitigen Auffindung der Neuen Welt durch Colombo an Wichtigkeit nicht nach und übertrifft diese vielleicht sogar durch ihr politisches Gewicht.

Samaniel, ein Phariseer zur Zeit Jesu und Mitglied des Synhedriums, ein Mann von mildem, besonnenem Geiste, war der Lehrer des Paulus und bewirkte durch seine weisen Gegenvorstellungen, daß der jüdische Hoherath von einem blutigen Entschlusse gegen die Apostel zurückkam. Nach einer nicht unwahrscheinlichen Annahme ist er derselbe, welcher im Talmud als der Enkel Hillel's und Sohn Simeon's angeführt und hochgefeiert wird. Wenn die spätere Sage ihn zu einem geheimen Christen macht und nebst seinem Sohne und Nikodemus von Johannes und Petrus getauft werden läßt, so ist dies ebenso willkürlich als die Behauptung Neuerer, daß G. entweder nur aus Parteinteresse gegen die Sadducäer oder, um die Christen für seine selbstsüchtigen Zwecke zu gewinnen, für die Apostel gesprochen habe.

Gamba (Ritter von), bekannt durch seine Reisen in Rußland, stammt aus jener alten Familie, mit deren Haupte, dem Grafen Pet. von Gamba (s. d.), Lord Byron während seines Aufenthalts in Italien und in Griechenland innig verbunden war. Nachdem er in den J. 1817 und 1818 verschiedene Provinzen Südrußlands durchforscht hatte, veranlaßte ihn der General Jermolow, dem er vom Herzoge von Richelieu empfohlen war, sein besonderes Augenmerk auf Georgien zu richten, das dieser einsichtsvolle Staatsmann zu einem Hauptpunkte des europ.-asiat. Binnenhandels zu erheben beabsichtigte. G. bereiste dieses Gebiet nach allen Richtungen, begab sich hierauf nach Paris, kehrte indessen bald nach Georgien zurück und ließ sich dann, nachdem er die transkaukasische Provinzen, die Uferländer des Schwarzen und Kaspiischen Meers durchforscht und sich ein Jahr in Petersburg aufgehalten hatte, in Tiflis nieder, wo ihm der Posten eines franz. Consuls von Georgien übertragen wurde. Im J. 1824 berief ihn die franz. Regierung auf einige Zeit nach Paris, wo er Aufschluß geben mußte über Handelsverbindungen, die man mit Georgien anzuknüpfen beabsichtigte. Außerdem benutzte er diesen Aufenthalt in Europa zur Herausgabe seiner „Voyage dans la Russie méridionale et particulièrement dans les provinces situées au delà du Caucase, fait depuis 1820 jusqu'en 1824“ (2 Bde., Par. 1826).

Gamba (Bartolommeo), Bibliograph, geb. am 16. Mai 1766 zu Bassano, kam zehn Jahre alt als Gehülfe in die Buch- und Kupferdruckerei des Grafen Remondini, wo er Gelegenheit und Muße fand, sich zu bilden und besonders bibliographische Studien zu treiben. Nachdem er der Filialhandlung dieses Hauses in Venedig bis zum Tode Remondini's vorgestanden, errichtete er eine Buchhandlung in Padua. Im J. 1811, wo er Censor für die adriatischen Provinzen wurde, erwarb er die von Mocenigo gegründete Buchdruckerei di Alvissopoli in Venedig, und wurde wenige Jahre nachher Vicebibliothekar an der Bibliothek von San-Marco daselbst. Er starb während eines Vortrags in Athenäum vom Schläge getroffen, am 3. Mai 1811. Sein erstes Werk von Bedeutung war die „Serie dei testi di lingua usati a stampa nel vocabulario della crusca“ (Bassano 1805, 4.; neu umgearbeitete

Auß., Ven. 1818), ein Werk, das dem Literaturhistoriker wie dem Sprachforscher unentbehrlich ist. Daran reihen sich die „Serie degli scritti impressi nel dialetto veneziano“ (Ven. 1832), der „Catalogo delle più importanti edizioni e degli illustratori della Divina Commedia dall'anno 1472 al 1832“ (Padua 1833) und die „Bibliografia delle novelle italiane in prosa“ (2. Aufl., Flor. 1835). Auch lieferte er viele biographische Aufsätze, wie die „Narrazione de' Bassanesi illustri, con un catalogo degli scrittori di Bassano del sec. XVIII“ (Bassano 1807); im Verein mit Negri und Zandrini die „Galleria dei letterati ed artisti illustri delle provincie venete del sec. XVIII“ (Ven. 1824); ferner „Elogi d'illustri Italiani“ (Ven. 1829), sowie einzelne Biographien, z. B. des Feo Belcari, Gio. Voccaccio, Guido Ventovoglio, L. Cornaro, Gasp. Gozzi, G. A. Molin, Costanzo Taverna, Apostolo Zenò u. A. theils einzeln, theils in größeren Werken.

Gamba (Pietro, Graf von), geb. zu Ravenna 1801, der Bruder der durch ihre Verbindung mit Lord Byron bekannten Gräfin Guiccioli, folgte Legation nach Griechenland und wurde hier von einem türk. Kaper gefangen, jedoch nachher freigegeben, weil er unter englischer Flagge gefeselt war. In Missolonghi von Byron für seine Legion zum Offizier ernannt, pflegt er den kranken Freund bis zum Tode und reiste dann nach London, wo er „A narrative of Lord Byron's last journey to Greece“ (1825) herausgab. Bald darauf kehrte er nach Griechenland zurück, wo er nun unter Fabvier als Freiwilliger diente und durch Muth und Beharrlichkeit sich auszeichnete, bis er gegen Ende des J. 1826 den Beschwerden des Kiepenkriegs erlag und von allen Philhellenen schmerzlich bedauert im Dorfe Dara starb.

Gambe, ital. Viola da Gamba, franz. Basse de Virole, auch Kniegeige, Beingeige genannt, war ein Saiteninstrument, das in Bauart und Behandlung mit dem Violoncell Ähnlichkeit, jedoch 5—7 Saiten und einen mageren, sanft streichenden Ton hatte. Es kam zuerst in England auf, fand aber auch in Italien, Frankreich und Deutschland viele Liebhaber und Virtuosen. In Folge der Vervollkommnung des Violoncells wurde es endlich ganz verdrängt. Als letzter Gambist wird Karl Friedr. Abel, geb. zu Köthen 1725, gest. zu London 1787, genannt. — Auch ein Orgelregister führt den Namen *Gambe*. — Ein Tasteninstrument unter dem Namen *Gambenwerk* oder *Geigenclavicymbel* wurde um 1600 von Hans Hayde in Nürnberg erfunden.

Gambia, einer der größten Ströme Westafrikas, entspringt in Senegambien, bewässert Lenda, Bondu, Jani, Salum, Badibu und Barra und fällt nach einem Laufe, der in gerader Linie gegen 100, mit seinen Krümmungen aber fast 180 M. beträgt, fast zwei Grad südlich vom Grünen Vorgebirge beim Cap St. Mary in mehren Armen ins Atlantische Meer. Er bildet mehre Inseln und Wasserfälle, welche die Schiffahrt auf ihm sehr erschweren.

Gamma wurde das alte Guidonische Tonsystem genannt, weil es mit G, im griech. Gamma, anfing, und noch gegenwärtig heißt in der franz. Musik die Tonleiter Gamme.

Gandersheim, eine ehemalige reichsfürstliche Abtei im jetzigen Herzogthum Braunschweig, wurde in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. von Herzog Rudolf von Sachsen gegründet und zu einem Damenstift für die kurz zuvor in das nahe, aber allzu beschränkte Kloster Brunshausen eingezogenen Nonnen bestimmt. Sie erwarb nach und nach durch mächtige Gönner, besonders in der Zeit der Ditonen, viele Güter, Einkünfte, Freiheiten und Privilegien und behauptete kraft derselben in der Folge ihre Reichsunmittelbarkeit. Auch nachdem 1568 die Abtei protestantisch geworden, blieb sie ein Reichsfürstenthum; zu Abtissinnen wurden meist Prinzessinnen aus angesehenen deutschen Fürstenthäusern berufen. Die Abtissin hatte Sig und Stimme auf der rheinischen Prälatenbank, einen bedeutenden Hofstaat mit eigenen Erbämtern und einen großen Lehnhof, an welchen selbst der Kurfürst von Hannover wegen des Amtes Elbingerode, der König von Preußen wegen der Herrschaft Dernburg und viele andere Fürsten und Edelleute gewiesen waren. Vgl. Harenberg, „Historia ecclesiae Gandersheimens. diplomatica“ (Hann. 1734). Im J. 1803 zog der Herzog von Braunschweig, als Landesherr, das Fürstenthum ein, welches seitdem einen District des Herzogthums bildet. Die altherwürdige Stadt G. an der Gande, einem Nebenflüßchen der Leine, hat 2300 E. und ein nunmehr landesherrliches Schloß.

Ganerben, abgeleitet von dem alten Worte Gan, d. i. gemein, und Erben, d. i. Herren, hießen in dem mittlern Zeitalter, besonders in den Zeiten des Fausrechts, diejenigen Fa-

milien, welche sich zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihrer Güter in einem gemeinschaftlichen Schlosse, das deshalb *Ganerben schloß* genannt wurde, in einem sogenannten *Burgfrieden* (s. d.) vereinigten. In der Folge, als nach und nach das Faustrecht aufhörte, erloschen auch allmählig die Ganerbschaften, und nur in einigen Gegenden bezeichnet der Name *Ganerbe* einen Miterben oder Mitbesitzer, der mit Andern an einem Gute Antheil hat. Die ansehnlichste *Ganerbschaft* war in der letzten Zeit des Deutschen Reichs *Burgfriedberg* (s. *Friedberg*) in der Wetterau.

Ganganelli (Giov. Vincenzo Antonio), s. *Clemens XIV.*

Gangarten (allures) nennt man das Tempo der Geschwindigkeit bei der Bewegung der Reiterei. Feldmäßig gepackt legt die Reiterei in einer Minute im Schritt 120, im Trabe 240, im starken Trabe 300, im Galop 333, in der Fanfare 500 und in der Carriere 600 Schritte zurück. Die Gangarten sind dabei nach der mittleren Kraft der Pferde geregelt, damit die schwachen nicht zurückbleiben.

Gänge heißen in der Geologie die plattenförmigen Lagerstätten der Mineralien.

Ganges, der Hauptstrom Vorderindiens in der südlichen Vorkette des Himalaja entsteht aus der Vereinigung des *Bhagiretti* mit dem *Alaknanda* bei *Deobrag*, wo einer der heiligsten Hindutempel sich befindet. Nachdem er anfangs ein reisender Bergstrom gewesen, tritt er bei *Hurdwar* aus dem Himalaja in die große *Ganges ebene*, die sich von den Wäldern der *Induszuflüsse* zwischen dem *Windhyagebirge* und dem Himalaja bis zum *Bengalischen Meerbusen* erstreckt. Er durchfließt die Provinzen *Delhi*, *Agra*, *Audh*, *Allahabad*, *Berar* und *Bengalen*, ergießt sich nach einem Laufe, der in gerader Linie 206, mit seinen Krümmungen aber 420 M. beträgt, in vielen Armen in den *Bengalischen Meerbusen* und bildet so mit dem *Brahmaputra* (s. d.), dessen Mündung mit der seinigen im Osten zusammenfällt, ein Delta, welches das größte auf der Erde ist, indem es 44 M. vom Meere seinen Anfang nimmt und längs des Meeres 45 M. breit ist. Der westliche Hauptarm dieses Deltas ist der *Hugli*, an dem *Kalkutta* liegt, der mittlere der *Huringolka* und der östliche der *Padna*. Zwischen ihnen breitet sich ein von einer Menge von Kanälen durchzogenes, meist durch Deiche gegen Überschwemmungen geschütztes, im Norden zum Theil sorgfältig angebautes, weiter herunter aber von einer üppigen, wilden Vegetation bedecktes Schwemmland aus, die Heimat der *Cholera*, die sich hier aus den Miasmen der Sumpfluft und der verfaulenden Thier- und Pflanzenreste, welche der *Ganges* anschwemmt, zuerst erzeugte. Hier im Süden des Deltas, längs dem Meere hin, bildet der Kampf zwischen den Gewässern des Flusses und des Meeres die furchtbar ungesunden *Sunderbunds*, ein Labyrinth von wandelbaren Sümpfen, Kanäle, Schlamm- und Sandinseln. Bei dem *Ganges* finden jährliche periodische Überschwemmungen wie beim *Nil* statt, wenn auch nicht mit derselben Regelmäßigkeit. Der *Ganges* ist seiner Größe nach der zwölfte Strom in der Reihe der Flüsse der Erde; sein Flußgebiet beträgt über 27000 □M. und seine Wassermasse ist so groß, daß er bei *Allahabad*, 140 M. von seiner Mündung, eine Tiefe von 34—45 F. hat und von da an seiner Breite nach einem Landsee gleicht. Er ist der heilige Strom der *Hindus*. Nach dem *Ramajana* entstand er dadurch, daß in Folge des Gebets des frommen *Bhagirathas* die Nymphe *Ganga*, die älteste Tochter des *Himawan* oder *Himalaja*, bewogen wurde, sich von dem Himmel auf die Erde zu stürzen. Deshalb wird sein Wasser für heilig gehalten, und seine Anwohner sind verpflichtet, sich an bestimmten Tagen in ihm zu baden. Darum geschehen auch häufige Wallfahrten zu ihm, besonders zu seinen Quellen. Wer an seinem Ufer stirbt oder vor seinem Tode sein Wasser trinkt, braucht nicht zur Seelenwanderung auf die Erde zurückzukehren. Deshalb trägt man Sterbende zu ihm, flößt ihnen von seinem Wasser ein, taucht sie in dasselbe und übergibt nach dem Tode den Leichnam seinen Wellen. Die, welche entfernt von ihm wohnen, bewahren sein Wasser, das in *Indien* einen bedeutenden Handelsartikel abgibt, in kupfernen Flaschen, um es in der Todesstunde zu trinken, und lassen, wenn sie reich sind, nach dem Tode sich verbrennen und ihre übrigbleibenden Reste in den *Ganges* werfen.

Gangliensystem oder *sympathisches Nervensystem* (*systema nervorum gangliosum, nervus sympathicus maximus*) nennt man einen Theil des Nervensystems, der von manchen, namentlich den neuern Anatomen, als ein für sich bestehendes System betrachtet wird, das

nur mit den Gehirn- und Rückenmarksnerven in Verbindung gesetzt ist. Sein Name rühret von den vielen Ganglien her, die theils von ihm allein, theils in Verbindung mit andern Nerven gebildet werden. Der Centraltheil des Gangliensystems besteht aus zwei Nervensträngen, die an beiden Seiten der Wirbelsäule innerhalb des Halses, der Brust und der Unterleibshöhle verlaufen, deren obere Enden sich im Gehirn verlieren, während die untern im Becken sich in dem Ganglion coccygeum vereinigen. Nur fünf Gehirnnerven stehen mit diesem Nervensystem nicht in nachweisbarer Verbindung, außer diesen aber vereinigen sich sämtliche Nerven bald nach ihrem Austritt aus dem Gehirn oder Rückenmarke mit ihm in den Ganglien, deren es im ganzen Körper kein einziges gibt, welches nicht auch einen Nervenfaden von dem sympathischen Nerven bekäme. Die Hauptnerven des Gangliensystems verbreiten sich in negartigen Geflechten über die zur Erhaltung des Körpers dienenden Organe der Brust und Unterleibshöhle. Das größte dieser Geflechte ist das Sonnengeflecht (plexus solaris), welches unter dem Zwerchfell hinter dem Magen liegt. Ebenso begleiten die Gangliennerven netzförmig die Arterien bis in ihre feinsten Verzweigungen im Haargefäßneze der Peripherie des Körpers. Hieraus erhellt, daß das Gangliensystem den Verrichtungen des Körpers vorsteht, die der Willkür nicht unterworfen sind. Die Bildung der Gangliennerven weicht von der der andern darin ab, daß sie weicher und dunkler gefärbt sind als jene und nicht so symmetrisch verlaufen. (S. Ganglion und Nerven.)

Ganglion oder Nervennoten ist der anatomische Name für größere oder kleinere Körper von verschiedener Gestalt, welche durch den Zusammentritt mehrerer Nerven gebildet werden und von denen wiederum Nerven auslaufen. Die Ganglien dienen wahrscheinlich dazu, zwischen den Organen, aus deren Nerven sie gebildet werden und zu denen sie Nerven senden, einen Zusammenhang des Gefühls (consensus) herzustellen. Sie scheinen daher für einzelne Organe Das zu sein, was das Gehirn für den ganzen Körper ist; eine Annahme, die auch durch den Bau derselben ziemlich gerechtfertigt wird. Man hat die einzelnen Ganglien theils nach ihrer Gestalt, theils nach den Orten, an denen sie liegen, benannt. In der Chirurgie heißt Ganglion ein Überbein (s. d.).

Gangränä, s. Brand.

Ganilh (Charl.), ein berühmter franz. Staatswirthschaftslehrer, geb. im Juli 1760 in den Gebirgen von Auvergne, war beim Ausbruche der Revolution Advocat in Paris und wurde zum Wähler ernannt. Er hat in der Revolution keine wichtige Rolle gespielt, sich aber stets als einen Freund des Rechts und der Freiheit gezeigt. Nach der Restauration kam er 1815 in die Deputirtenkammer, in der er bis 1823 saß, und war einer der furchtlosesten Sprecher gegen die damals zu fanatisch-übermüthige Majorität. Seine Einsichten wie sein edlicher Patriotismus erwarben ihm die Achtung aller Wohlgesinnten, und mehre seiner Gelegenheitschriften hatten großen Einfluß auf die öffentliche Meinung. Er starb in ziemlich beschränkten Verhältnissen am 4. Mai 1836. Als seine Hauptwerke sind zu erwähnen „Des systèmes d'économie politique, de la valeur comparative de leurs doctrines, et de celle qui paraît la plus favorable aux progrès de la richesse“ (Par. 1809; 2. verm. Aufl., 2 Bde., 1821), „Théorie de l'économie politique, fondée sur les faits“ (Par. 1815; 2. Aufl., 2 Bde., 1822), „Essai politique sur le revenu public des peuples de l'antiquité, du moyen âge et des siècles modernes“ (Par. 1806; 2. Aufl., 2 Bde., 1823) und „Dictionnaire analytique d'économie politique“ (Par. 1826).

Gans (Anser). Die Gans gehört zur Gattung der natürlichen Familie der Gänsevögel, und es kommen von ihr verschiedene Arten vor. Die **g e m e i n e G a n s** (Anas) unterscheidet sich wieder in die **w i l d e** und die **z a h m e G a n s**. Die wilde Gans ist ein Zugvogel und hält sich in den stehenden Gewässern und Sümpfen des nördlichen Deutschlands auf. Da sie meist von grünen Saaten und reifem Getreide lebt, so thut sie den Feldern großen Schaden. Die wilden Gänse sind sehr scheu, listig und behutsam; sie gehören zur niedern Jagd und ihr Fleisch ist essbar. Die zahme Gans unterscheidet sich von jener durch ihre Größe und ihr weißeres Gefieder. Sie bildet einen Bestandtheil einer jeden Landwirtschaft und wird hauptsächlich ihrer Federn und ihres Fleisches wegen gehalten und in besonders dazu eingerichteten Ställen gemästet; doch bringt eine ausgebehnte Gänsezucht nur selten Vortheil. (S. Feder vieh.) Die gewöhnlichsten Krankheiten der zahmen Gans sind die Gän-

feseuche, Läuse, Würmer in den Nasenlöchern und der Pips. Andere Arten sind die Schneegans, mit weißem und schwarzem Gefieder, rothen Füßen und orangengelbem Schnabel, die im Norden wohnt, im Winter aber nach dem Süden zieht; die Nothalsgans, mit schwarzem, nur an der Brust, dem Halse und zwischen Augen und Schnabel weißem Gefieder, braunrothem Hals und Brust und dunkelbraunem Schnabel; und die Ringelgans, ebenfalls im Norden heimisch. Bei den Alten war die Gans der Persephone und dem Priapus heilig; auch opferte man der Here Gänse.

Gans (Eduard), der Vertreter der philosophischen Schule der Jurisprudenz, geb. in Berlin am 22. März 1798, wurde in dem Gymnasium zum Grauen Kloster und auf der Universität daselbst, in Göttingen und Heidelberg, unter Thibaut's und Hegel's unmittelbaren Einflüssen vorgebildet. Als Doctor der Rechte begann er in Berlin seit 1820 die entschiedene Opposition gegen die daselbst herrschende historische Schule der Jurisprudenz, an deren Spitze Savigny stand, und gewann um so mehr Anhänger und Bewunderer, je bedeutender damals der Einfluß Hegel's, mit welchem er im genauesten freundschaftlichen Verhältnisse stand, auf die Universitätsjugend wie auch außerhalb dieses engern Kreises sich gestaltet hatte. War auch die allgemeine Berufung auf ihn bei Vielen nur Sache der Mode, so bildete doch seine Opposition gegen die historische Schule ein nothwendiges Gegengewicht; sie brachte Flüssigkeit in die Starrheit, und durch Reibung in die Forschungen der Rechtsgelahrten Leben und Feuer. Nachdem G. 1825 eine Reise nach Frankreich und England unternommen, erhielt er in Berlin eine außerordentliche Professur. Auf wiederholten Reisen nach München und Wien, 1830 nach Paris, 1831 nach England und 1835 wieder nach Paris, erwarb er sich eine genauere Kenntniß der nicht preussischen Verhältnisse. Bereits 1820 hatte er seine „Scholien zum Gaius“ herausgegeben, in denen er seine Stellung zur historischen Schule so scharf abzeichnete, daß diese Arbeit allgemeines Aufsehen erregte. Sein eigenthümliches Werk aber ist „Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwicklung“ (Bd. 1—4, Berl., nachher Stuttg. 1824—35), worin er sich auf die Höhe der Speculation erhob und seine Opposition gegen die historische Schule eine festere Basis gewann. Weiter erschienen von ihm das „System des röm. Civilrechts“ (Berl. 1827) und die „Beiträge zur Revision der preuß. Gesetzgebung“, eine Zeitschrift (Berl. 1830—32). Seine eigentliche Popularität gewann er jedoch durch seine Vorlesungen, besonders durch seine Vorträge über die Geschichte der neuern Zeit, worin er mit Freimuth, Wärme, geistreichem Wiß und scharfsinniger Auffassung der historischen Dinge sein Publicum, das sich aus allen Ständen und Kreisen der Gesellschaft sammelte, zu elektrisiren und mit sich fortzureißen wußte, die aber ihres bedenklichen Charakters wegen plötzlich unterbrochen wurden. Einen andern Charakter hatte der wissenschaftliche Streit, den er an der Spitze der philosophischen Schule gegen die historische unter Savigny führte. G. antwortete auf Savigny's gelegentliche Angriffe in dessen Werke „Das Recht des Besizes“ (6. Aufl., Gieß. 1837) durch seine Duplik „Über die Grundlage des Besizes“ (Berl. 1839), worin er in geistreicher, schneidender Weise die kritische Manier Savigny's bekämpfte, dessen Ansicht von dem Besize als einem Factum zu widerlegen suchte, die Angriffslinie überhaupt auf die Anhänger der historischen Schule ausdehnte, und sodann seine Ansicht von dem Besize als einem Recht aus philosophischen Principien zu vertheidigen versuchte. Von G.'s übrigen Schriften sind zu erwähnen seine „Rückblicke auf Personen und Zustände“ (Berl. 1836), die „Vorlesungen über die Geschichte der letzten fünfzig Jahre“, in Naumer's „Historischem Taschenbuch“ (1833 und 1834), und die „Vermischten Schriften, juristischen, historischen, staatswissenschaftlichen und ästhetischen Inhalts“ (2 Bde., Berl. 1834). Besonderes Verdienst erwarb er sich auch als Herausgeber der Vorlesungen Hegel's über „Philosophie der Geschichte“. In Verbindung mit einigen Freunden von gleicher Gesinnung, und nicht ohne Hegel's Einwirkung, gründete er das Institut der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik“. Er starb als ordentlicher Professor der Rechte zu Berlin am 5. Mai 1839.

Gans (Salom. Phil.), einer der ausgezeichnetsten Advocaten Deutschlands, mosaischen Glaubens, wurde im Febr. 1788 zu Celle geboren. In Halle und Göttingen vorgebildet, bestand er, nachdem seine Studien durch eine schwere Krankheit unterbrochen worden waren, 1811 das juristische Examen und trat nun als Advocat in Celle auf, wo ihm kurze

Zeit darauf die Procuratur bei der Justizkanzlei übertragen wurde. Seine Kenntnisse, die glücklichen Erfolge seiner Anwaltschaft und vor Allem seine unerschütterliche Rechtlichkeit begründeten ihm in kurzer Zeit eine ausgedehnte Praxis. In seiner Schrift „Von dem Amte der Fürsprecher vor Gericht“ (Hann. 1820; 2. Aufl., 1827) bezeichnete er vornehmlich Öffentlichkeit der Gerichte und innere Reorganisation, hauptsächlich durch eine zeitgemäße Advocatenordnung, als die Mittel, welche den Advocatenstand wieder zu der ihm gebührenden Würde bringen könnten. Nächstdem gab er die „Zeitschrift für Civil- und Criminalrechtspflege im Königreiche Hannover“ (1826—27) heraus, sowie eine „Kritische Beleuchtung des Entwurfs eines Strafgesetzbuchs für das Königreich Hannover“ (2 Bde., Hann. 1827—28) und den „Entwurf einer Criminalproceßordnung für das Königreich Hannover, nebst Einleitung und Bemerkungen“ (Gött. 1826), die beide sehr beifällig aufgenommen wurden. Auch als politischer Schriftsteller trat er 1831, zunächst in der Broschüre „Über die Verarmung der Städte und des Landmanns, besonders im Königreiche Hannover“ auf, in welcher er nächst den Mitteln zur Beseitigung der Gründe der Verarmung auch freie Volksrepräsentation und freie Presse empfahl, und zu deren Vertheidigung er dann die Broschüre „Über Steuerzahlungen, Gemeinheitstheilungen und Verkoppelung“ (Braunsch. 1831) erscheinen ließ. Die osteroder und göttinger Gefangenen fanden an ihm einen geschickten, aufopfernden Vertheidiger. Wegen beleidigender Schreibart gegen das Untersuchungsgericht und das Ministerium in einem direct an den König gerichteten Amnestiegesuche für die Göttinger, Osteroder und Bovender, welche letztere durch einen andern Advocaten vertheidigt wurden, verurtheilte die Justizkanzlei zu Celle in erster Instanz G. zu sechsmonatlicher Zuchthausstrafe und Removirung von der Praxis; in zweiter Instanz aber wurde dieses Urtheil von der Justizkanzlei zu Stade auf drei Wochen Gefängnißstrafe herabgesetzt.

Gant oder **Verantung**, entstanden aus dem lat. quanti, d. i. wie theuer, heißt im südlichen Deutschland der öffentliche Verkauf der Güter eines verschuldeten Unterthanen durch die Obrigkeit, auch der Concurs des Schuldners selbst; **Ganthaus** das Versteigerungshaus; **Gantmeister** der Auctionator; **Gantregister** der Auktionskatalog; **Gantmann** der Concursschuldner; **Gantproceß** der Concursproceß, und **Gantrecht** das Recht, nach welchem der Concurs eröffnet und geleitet wird.

Ganymedes, der Mundschenk und Geliebte des Jupiter, ein Sohn des Troas und der Kalirrhoe, Bruder des Ilos und Assarakus, wurde seiner Schönheit wegen von den Göttern in den Olymp erhoben, um des Jupiter Becher zu füllen. Sein Vater erhielt dafür ein treffliches Gespann. Nach spätern Sagen wurde er durch Jupiter's Adler oder von Jupiter selbst, in der Gestalt eines Adlers, entführt. Als Ort, wo der Raub geschah, wird das Ida-Gebirge angegeben. Die Astronomen versetzten G. unter dem Bilde des Wassermanns unter die Sterne. Sein Raub ist von den Künstlern vielfach dargestellt worden; namentlich ist das Kunstwerk des Bildhauers Leochares, welches den G. darstellt, wie er vom Adler emporgetragen wird, zu erwähnen.

Gar oder **gahr** kommt fast nur in Zusammensetzungen vor und deutet alsdann auf die Beendigung irgend eines chemischen oder mechanischen Processes. So nennt man z. B. Felle, wenn sie durch Bearbeitung mit Lohse ihre gehörige Weichheit erhalten haben, **Lohgär**. Erze, welche durch Schmelzen und Abtreiben vollständig gereinigt und zur weitem Verarbeitung geschickt gemacht sind, heißen **Garerze**. — Mit dem Begriffe der Vollendung oder Beendigung hängt dann auch wol der östr. Provincialismus **gar**, z. B. meine Geduld ist nun **gar** zusammen.

Garantie bezeichnet so viel als Bürgschaft, Sicherstellung. Die zwischen den Staaten eingegangenen Verträge werden zuweilen von Dritten, z. B. den Landständen, einer andern Macht u. s. w., garantirt. Auch die Constitutionen faßte man lange Zeit besonders von der Seite auf, daß sie eine Garantie für bestimmte Rechte des Volks gewähren sollten, während auf der andern Seite für ihre eigenen Garantien zu sorgen war.

Garat (Dominique Jos., Graf), Philosoph, Staatsmann und einer der besten franz. Prosaisisten, geb. zu Ustariz bei Bayonne 1758, hatte sich durch Elogien auf den Kanzler L'Hôpital, den Abt Suger, Fontenelle u. A. bereits sehr vortheilhaft bekannt gemacht, und

war Redacteur des „Journal de Paris“, als die Revolution ausbrach. Der dritte Stand von Bordeaux wählte ihn zu seinem Deputirten bei der ersten Nationalversammlung. Hierdurch kam er, dem das politische Leben ein völlig fremdes Element war, in welchem er sich auch nie heimisch fühlen lernte, während der Revolution in wechselvolle und mannichfache Verhältnisse und Stellungen. Als Justizminister, nach Danton, mußte er Ludwig XVI. sein Urtheil ankündigen; als Minister des Innern schien er nicht selten ein schwaches Werkzeug Hébert's, Pache's und Danton's. Als er 1793 seine Entlassung genommen, wurde er bald darauf als Gemäßigter verhaftet und erst nach dem 9. Thermidor wieder befreit. An die Spitze des öffentlichen Unterrichts berufen, überließ er seine Stelle an Ginguené und übernahm die Professur der Philosophie an der neuerrichteten Normalschule. Im J. 1798 ging er als Gesandter nach Neapel; 1799 trat er in den Rath der Alten; von Napoleon wurde er dann zum Grafen, Senator und Mitglied der Ehrenlegion ernannt. Später kam er jedoch ganz in Vergessenheit und lebte zurückgezogen, bis er während der Hundert Tage zum Mitglied der Repräsentantenkammer gewählt wurde, wo er heftig gegen die Bourbons sprach. Bei der neuen Einrichtung des Instituts unter Ludwig XVIII. wurde er aus der Liste der Mitglieder gestrichen und erst nach der Julirevolution von 1830 in die Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften wieder aufgenommen. Er starb in seinem Geburtsorte am 9. Dec. 1833. Höchst interessant sind seine „Mémoires sur Mr. Suard, sur ses écrits, etc., sur le dix-huitième siècle“ (2 Bde., Par. 1820).

Garat (Jean Pierre), einer der berühmtesten franz. Sänger, ein Verwandter des Vorigen, geb. zu Ustariz am 25. Apr. 1764, kam 1782 nach Paris, wo er 1795 als Lehrer am Conservatorium angestellt wurde. Seine Stimme war an Klang und Umfang vielleicht die bewunderungswürdigste, welche je die Natur gebildet hat, und seine Fertigkeit außerordentlich. Er machte mehre Kunstreisen durch Spanien, Italien und Deutschland, 1802 nach Petersburg und starb in Paris am 3. März 1823. — Auch sein Bruder, Jos. Dominique Fabry-Garat, geb. zu Bordeaux 1775, erwarb sich als Sänger und Componist ausgebreiteten Ruf.

Garcia (Manuel), ein beliebter Sänger, Componist und Gesanglehrer, geb. am 22. Jan. 1775 zu Sevilla, kam, nachdem er in Cadix und Madrid als Sänger einen bedeutenden Ruf erlangt, 1808 nach Paris, wo er in der italien. Oper mit großem Glücke auftrat, und ging 1811 nach Italien, wo er in Turin, Rom und Neapel nicht minder günstige Aufnahme fand und die Gesangkunst theoretisch studirte. Von 1816—24 war er abwechselnd in Paris und London als Sänger und Gesanglehrer thätig; dann ging er mit einer auserlesenen Opergesellschaft, zum Theil aus Mitgliedern seiner Familie bestehend, nach Newyork und später nach Mexico. Im Begriff nach Europa zurückzukehren, wurde er auf dem Wege nach Veracruz durch Räuber seines ganzen ersparten Vermögens beraubt, das er in Ruhe genießen wollte. So sah er sich genöthigt, in Paris wieder seine Singcurse zu eröffnen. Einige Versuche, auch als Sänger wieder thätig zu werden, überzeugten ihn jedoch von der eingetretenen Unzulänglichkeit seiner Stimme, und fortan widmete er sich nur der Composition und der Bildung seiner Schüler. Unter den letztern erlangten namentlich Mourit und die Meric-Lalande, vor Allen aber seine älteste Tochter Marie (s. Malibran) den ausgebreitetsten Ruf. Minder bedeutend war G. als Componist, obgleich mehre seiner dramatischen Arbeiten, namentlich „El poeta calculista“ und „Il califo di Bagdad“ sich einer günstigen Aufnahme erfreuten. — Seine zweite Tochter, Pauline Viardot-Garcia, geb. 1821 zu Paris, kam zwar mit ihren Altern nach London, Newyork und Mexico, erhielt aber erst später in Paris und Brüssel ihre eigentliche Ausbildung. Nach dem Plane ihres Vaters sollte sie Clavierpielerin werden, und erlangte auch bald eine bedeutende Fertigkeit. Allein gleich ihrer großen Schwester zeigte sie eine so mannichfaltige Kunstbegabung, daß es schwer schien, ihre eigentliche Richtung zu bestimmen. Nicht nur zeigte sie ein ungemeines Sprachtalent sondern auch eine überraschende Leichtigkeit und Auffassungsgabe im Zeichnen, sodaß sie die Züge von Personen, die sie oft nur einmal gesehen, nach längerer Zeit noch charakteristisch darzustellen vermochte. Später erst entwickelte sich entschieden und schnell zur Reife gedeutend ihr Gesangstalent. Im J. 1838 machte sie mit ihrem Schwager Veriot (s. d.) eine Kunstreise, auch nach Deutschland. Im folgenden Jahre ging sie nach London,

wo sie so lebhafteste Sensation erregte, daß sie, vielfachen Aufforderungen und Anerbietungen nachgebend, ihren Entschluß, Concertsängerin zu bleiben, aufgab und zuerst als Desdemona die Bühne betrat. Der Erfolg war der entschiedenste. Seitdem gehört ihr Name den ersten der heutigen italien. Oper zu, und ihre neuesten Erfolge in Petersburg erinnern an die glänzendsten Zeiten ihrer Schwester. — Ein älterer Bruder, Manuel G., geb. 1813 zu Neapel, machte sich gleich dem Vater als Sänger und Gesanglehrer in Paris bekannt.

Garcilaso de la Vega, f. Vega.

Gard, einer der rechten Nebenflüsse der Rhone, gibt dem Departement des Gard den Namen, das aus den frühern oberlanguedocischen Landschaften Remosez, Maiz und Usagais gebildet, im Westen durch die Departements des Hérault und Aveyron, im Norden durch die Departements des Lozère und Ardèche, im Osten durch die Rhone und im Süden durch die Departements der Rhonemündungen und durch das Mittelmeer begrenzt wird. Es zählt auf 109 QM. gegen 370000 E., darunter fast ein Drittheil Reformirte. Es ist im Nordwesten durch einen Zweig der Cevennen, Gévaudan genannt, gebirgig; gegen die Rhone hin abgedacht, im Süden aber niedrig und morastig; im Allgemeinen reich an Producten, besonders Wein (Tavel), Oliven, Kastanien und Seide. Auch der schon zu den Zeiten der Römer vortheilhaft ausgezeichnete Gewerbfleiß der Bewohner hat sich nach den Verwüstungen, welche hier die Einfälle der Germanen, der Sarazenen und Normänner und später die Religionskriege der Albigenser und Hugenotten anrichteten, wieder gehoben; den Handelsverkehr fördert die hier alljährlich in den letzten Tagen des Juli abgehaltene Messe zu *Beaucaire* (s. d.). Die Hauptstadt ist *Nîmes* (s. d.). Das Land gehörte zu dem alten narbonnesischen Gallien, in welchem das Römerthum am frühesten Eingang fand und am meisten sich befestigte. Eins der großartigsten Römerwerke ist der vier Stunden nordöstlich von Nîmes entfernte sogenannte *Pont du Gard*. Dieser Riesenbau bildet einen Theil jener röm. Wasserleitung, welche dazu bestimmt war, die Quellen aus dem Thale von Uzès, neun Stunden weit, über das wilde, enge, geklüftete Thal des Gard nach Nîmes zu leiten. Er besteht aus drei übereinandergesetzten Reihen von Pfeilerbögen, von denen die oberste die eigentliche Wasserleitung trägt. Die erste Reihe, unter welcher der Fluß durchgeht, hat sechs Bogen von 58 F. Durchmesser, die mittlere elf Bogen von 56 F. Durchmesser und 67 F. Höhe, und zwar sind hier die Pfeiler dergestalt kunstvoll durchbrochen, daß diese Reihe zugleich zur Passage für Fußgänger und Reiter eingerichtet war; die dritte endlich zählt 35 Bogen von 17 F. Durchmesser. Das Ganze ist 580½ F. lang, 182 F. hoch und 23 F. dick. Die Barbaren zerstörten einen Theil der Wasserleitung, ohne sich jedoch an dem Riesenwerk selbst zu vergreifen; in den Hugenottenkriegen aber ließ ein Rohan, um seine Artillerie hinüberzuschaffen, mehre Pfeiler der mittlern Galerie aushauen, sodas dem Ganzen ein baldiger Einsturz drohte. Die Stände von Languedoc sorgten indes für die Wiederherstellung des Schadens, und 1743 wurde in gleicher Höhe mit der ersten Pfeilerreihe und in gleichem Stile eine Brücke angebaut, die, obschon ein großartiger Bau, doch gegen das röm. Riesenwerk schwindet.

Gardasee (*Lago di Garda*), bei den Römern *Lacus Benacus*, einer der merkwürdigern Alpenseen in der lombard.-venetian. Delegation Verona, acht M. lang und eine bis drei M. breit, hat seinen gegenwärtigen Namen von dem an der Ostseite desselben gelegenen Städtchen *Garda*. Die auf demselben periodisch herrschenden Winde, *Sover* und *Dra*, begünstigen die Schifffahrt, und regelmäßig wird er jetzt mit Dampfbooten befahren. Unterirdische Schwefelquellen hinderten schon früher die Fischerei, die durch Einführung der Dampfboote auf demselben noch mehr gestört wurde. Die Ufer des Sees bei den Städtchen *Desenzano* und *Salo* sind reizend. Vgl. Volta, „*Descrizione del lago di G.*“ (1828).

Gardelegen, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Magdeburg, an der Milde, mit 5000 E. und einem Schullehrerseminar, soll im Alterthume *Isenburg* (*Castellum Isidis*) geheissen haben, nach der Isis, die hier verehrt wurde, und durch die Franken nebst dem Heiligthume der Göttin zerstört worden sein. Vom König Heinrich neubegründet, war es dann bis in das letzte Viertel des 15. Jahrh. eine freie Stadt. Seit der Mitte des 16. Jahrh.

und noch mehr durch die Schweden im Dreißigjährigen Kriege wurde es befestigt; Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg ließ 1638 die Festungswerke schleifen.

Garden, anfangs mehr zur Gerechtigkeitspflege als zur Sicherheit des Fürsten bestimmt, machten später einen Theil des höfischen Gepranges aus und sind als der Anfang der stehenden Heere zu betrachten. Im Frieden wie im Kriege umgaben sie die Person des Herrschers, und in der Schlacht fochten sie an seiner Seite. So hatte Alexander der Große 50 junge Männer, Söhne der vornehmsten Macedonier, die ihm bei Tische aufwarteten, ihn auf der Jagd begleiteten, ihm im Treffen die Pferde vorführten und den Eingang seines Zeltes bewachten. Diese Garde war die Pflanzschule der künftigen Heerführer und Statthalter. Über ihr standen sieben besondere Leibwächter, die aus den vorzüglichsten Anführern gewählt waren. Die pers. Könige hatten weit zahlreichere Leibwachen. Als Xerxes über den Hellespont ging, bestand, nach Herodot, seine Garde aus 12000 Reitern und 10000 Fußknechten, in prächtigen Rüstungen und mit Lanzen, deren Spitzen mit goldenen und silbernen Granatäpfeln verziert waren. In der röm. Republik hatte die *cohors praetoria* die Person des Feldherrn zu schützen; hieraus entstand unter Augustus die *kaiserliche Leibwache* (*praetoriani*), die in neun Cohorten, etwa 5000 M., getheilt war; außerdem gab es eine Stadtwache von 1665 M. Die *Prätorianer* wohnten in dem *praetorium* außerhalb der Stadt und standen unter zwei *praefectus praetorio*. Oft hatten sie großen Einfluß auf Besetzung des Throns und die Regierung. Unter Konstantin hießen jene Cohorten *Scholae domesticorum* oder *protectorum*. Die europ. Regenten hatten bis zum 16. Jahrh. herab mit Hellebarten bewaffnete Trabanten, nach dem Muster der Schweizer, zu Bewachung ihrer Personen und ihrer Schlösser. Ludwig XI. von Frankreich hielt schot. Armbrustschützen (*s. Armburst*), die unter Heinrich IV. zu *Chevaux legers de la garde* wurden. Franzl. hatte neben ihnen zugleich eine Compagnie *Gardes du Corps*, anfangs blos *Lanciers*, seit 1535 aber schon wenigstens zum Theil mit Feuergewehren bewaffnet. Heinrich IV. gab ihnen 1598 Pistolen und leichte Spieße; dann erhielten sie 1666 Streitkolben, später aber, wie die ganze Reiterei, Carabiner, Degen und Pistolen. Ludwig XIII. mehrte diese reitenden Garden um drei Compagnien, zu denen Ludwig XIV. 1676 noch eine fügte, und es bilden nun diese reitenden Garden das in der Geschichte dieses prachtliebenden und kriegslustigen Königs bekannte *Königliche Haus* (*Maison du roi*). Dieses bestand aus vier Compagnien *Gardes du Corps*, einer Compagnie *Gensdarmes*, deren *Capitain* der König war, einer Compagnie *Chevauxlegers* und zwei Compagnien adeliger *Mousquetiers*. Hierzu kamen noch die schweizer und franz. Garden. Die Schweizer-Garden, 1493 von Karl VIII., 100 M. stark, als Schloßwache errichtet und mit Hellebarten bewehrt, wuchsen in der Folge zu einem Regimente von zwölf Compagnien, die Ludwig XIV. in das Feld begleiteten und sich im Treffen, wie nachher bei dem Ausbruche der Revolution, durch unerschütterlichen Muth und Treue auszeichneten, während die 1563 errichteten franz. Garden sogleich zur Partei des Volks übertraten. Der ungeheure Aufwand, welchen das königliche Haus herbeiführte, wurde in der Folge Ursache, daß es bei der Umformung des Heers durch den Grafen von Saint-Germain, mit Ausnahme der *Gardes du Corps* und der Fußgarde, aufgehoben wurde.

Indem andere Fürsten jener Zeit Frankreich nicht nachstehen wollten, umgaben sie sich ebenfalls mit prächtig gekleideten und ausgerüsteten Garden, die entweder blos Schloß- und Leibwache waren oder unter kriegerischen Fürsten gleich andern Truppen mit in der Linie fochten. So namentlich Preußen. Stets wurden die Garden als Keentruppen und letzte Reserven betrachtet. So z. B. focht die Weiße Garde des Markgrafen von Baden in der Schlacht bei Wimpfen am 7. Mai 1622 mit dem größten Heldenmuth und wurde gänzlich aufgerieben. Der nachmalige König Friedrich I. von Preußen hatte 1689 bei der Belagerung von Bonn drei Compagnien Trabantengarde und vier Compagnien *Grandmousquetaire* zu Pferde und 26 Compagnien Leibgarde zu Fuß. Später, 1692, kommen auch zwei Compagnien *Gensdarmes* und ebenso viel *Grenadiere* zu Pferde vor. Außerdem gab es zwei *Bataillons* kurmärkischer Garde und ein *Bataillon* preuß. Garde am Rhein. König Friedrich Wilhelm's I. sogenannte potsdamer Garde, welche sich durch die ungeheure Größe der Leute auszeichnete, sodaß ein Mann, der sich lange als ein Riese hatte sehen lassen, der vierte vom rechten Flügel wurde, erlangte allgemeine Berühmtheit. Friedrich der Große

hatte eine Escadron Gardes du Corps, fünf Escadrons Gensdarmes und ebenso viel Carabiniers zu Pferde, ein Bataillon Grenadiergarde und zwei Bataillons Garde zu Fuß. Am stärksten war stets die russ. Garde; ursprünglich zum persönlichen Schutze des Monarchen bestimmt, hatte sie stets großen Antheil an den Regierungsveränderungen. (S. Streifen.) Die große Anzahl Garden, welche von Seiten Rußlands an dem Kriege von 1813 Theil nahmen, veranlaßte auch andere Regenten, insbesondere die Könige von Preußen und England, ihre Garden zu vermehren. D s t r e i c h besitzt nur Leibgarden, und zwar zunächst die erste Arcieren-Leibgarde, aus Offizieren bestehend, die nicht mehr ganz felddienstfähig, aber von tabelloser Ausführung sind, jedoch nicht von Adel zu sein brauchen. Zum Etat dieser Leibgarde gehören außer dem Chef (Gardecapitain) 13 Offiziere, 56 Garden und ein angemessener Unterstab. Diese Garde steht so hoch im Range, daß die Unterlieutenants den Rang eines Generals in der Armee, die Wachtmeister den eines Stabsoffiziers und die Garden den eines Hauptmanns oder Lieutenants haben. Die königlich ungar. adelige Leibgarde, welche beritten ist, besteht aus einem Gardecapitain, elf Offizieren (vom Range eines Generals bis zum Lieutenant herunter), 65 Garden (adelige junge Ungarn mit Unterlieutenantsrang) und einem Unterstabe. Die königlich lombard.-venet. Leibgarde hat denselben Etat wie die ungarische und ist gleich dieser eine militairische Bildungsanstalt für junge Adelige aus dem lombard.-venet. Königreich. Die Trabanten-Leibgarde besteht aus einem Gardecapitain (General in der Armee), einem Gardecapitain-Lieutenant, zwei Lieutenants (Stabsoffiziere), sechs Wachtmeister (Offiziere), vier Vice-Wachtmeister, 80 Trabanten für Wien, 30 für Mailand, und einem Unterstabe. Außerdem gibt es eine Hofburgwache in den kaiserlichen Residenzen, von sechs Offizieren, 24 Unteroffizieren (Feldwebel und Führern) und 250 Gemeine mit einem Unterstabe. Für Dfen endlich besteht eine eigene Kronwache von drei Offizieren, fünf Unteroffizieren und 60 Grenadiern (Halbinvaliden der ungar. Grenadierbataillone). Die Leibwache des Sultans wurde aus den Janitscharen (s. d.) gewählt. In Agypten waren die Mamluken (s. d.) ursprünglich zu einer Art Garde bestimmt gewesen.

Die größte Berühmtheit erlangte Napoleon's Kaisergarde, bekannt unter dem Namen der *Alten Garde*. Als in der Schlacht bei Marengo gegen die Östreicher schon der ganze linke Flügel der franz. Armee in wilder Flucht zurückgewichen war und der Sieg auf der Seite der Östreicher zu sein schien, waren es zwei Bataillons der Consulargarde, welche durchaus nicht wichen und auf diese Weise bewirkten, daß Castel Cerioso besetzt werden und den sich wieder sammelnden Truppen einen Anlehnungspunkt gewähren konnte, wodurch sich endlich der Sieg für Bonaparte entschied. Diese Consulargarde, damals drei Bataillons, 800 M. stark, und zwei Schwadronen zu 360 Pferden, vermehrte Napoleon als Kaiser nach und nach auf 68 Bataillons, 31 Escadrons und 80 Geschütze. Aus dem ganzen Heere ausgewählt, war sie ihres Werthes sich bewußt und verdiente in jeder Hinsicht das höchste Zutrauen des Kaisers, der sie gewöhnlich nur als Reserve gebrauchte. Die *Junge Garde* war gleichsam die Vorbereitung; denn nur die bessern Soldaten derselben wurden unter die zwölf Bataillons, der Alten Garde aufgenommen, die ihresgleichen nicht fanden. Bei dem Marsche nach Rußland war die Napoleon'sche Garde folgendermaßen eingetheilt: 1) Die Division der Alten Garde, sechs Bataillons Grenadiere und vier Bataillons Jäger; 2) die Divisionen der Jungen Garde, acht Bataillons Voltigeurs, acht Bataillons Tirailleurs, zwei Bataillons Chasseurs Fusiliers, zwei Bataillons Grenadiers Fusiliers, und zwei Bataillons Flanqueurs; 3) die Division der Fremden, ein Bataillon Neuschäteller, zwei Bataillons hessen-darmstädter Leibgarde und zwei Bataillons Gardefusiliere, zwei Bataillons hessen-darmstädter Linieninfanterie und drei Escadrons portug. Jäger; 4) die Gardecavalerie, zwei Regimenter Grenadiere zu Pferde, zwei Regimenter Dragoner, drei Regimenter Lanciers, eine Escadron Mamluken, größtentheils Pariser, und zwei Escadrons Gendarmarie-Eliten, zusammen 30 Escadrons. Sie führte 120 Geschütze mit der zugehörigen Bedienung, einer Compagnie Train und einem Bataillon Duvriers de la Marine. Außerdem gehörten dazu ein Bataillon Belitengarde des Prinzen Borghese, ein Bataillon Belitengarde der Großherzogin von Toscana, ein Bataillon span. Pionniere und eine Escadron Ehrengarde. Von allen diesen schönen Truppen kamen nur etwa 800 M. zurück, die aber am 1.

Mai 1813 schon wieder auf sechs Bataillons Grenadiere der Alten Garde und 16 Bataillons der Jungen Garde sowie 5000 M. Cavalerie und 56 Geschütze gebracht waren. In der Schlacht bei Dresden bestanden die Garden aus 29000 M. Infanterie, 7000 M. Cavalerie und 60 Geschützen. Während der Hundert Tage bestand die Alte Garde aus fünf Bataillons Grenadiere, fünf Bataillons Chasseurs, drei Bataillons Tirailleurs, einem Bataillon von der Insel Elba und zwei Bataillons alter Gendarmarie; die Junge Garde aus 12 Bataillons Voltigeurs und Tirailleurs, und die Reiterei aus 12 Escadrons Grenadiere zu Pferde, Dragonern, Chasseurs und Lanciers, zusammen 26160 M., die mit dem Kaiser standen und fielen. Mit dem Ausrufe „La garde meurt, mais ne se rend pas“ wies die Alte Garde bei Waterloo jede Aufforderung, sich zu ergeben, zurück. Die nach der Restauration der Bourbons in Frankreich errichteten Garden wurden in Folge der Julirevolution von 1830 aufgehoben.

Garderobe nennt man das Ganze des Theatercostüms (s. *Costüm*), dessen Aufbewahrungsorte, auch die Ankleidezimmer der Schauspieler. Die Garderobe ist Eigenthum der Direction und wird dem Schauspieler zu jeder darzustellenden Rolle geliefert; dagegen muß die moderne, elegante Kleidung meist vom Schauspieler selbst besorgt werden, jedoch gegen eine Entschädigungssumme, *Garderobengeld* genannt. Auch die Federn und sonstigen Verzierungen werden gewöhnlich vom Schauspieler besorgt. Das *Garderobepersonal* besteht bei großen Bühnen aus einem Director, Inspector oder Costümier, den Garderobiers und Garderobieren, dem Friseur, Requisiteur, Schuhmacher u. s. w.

Gardie (Grafen de la) sind ein languedocisches Geschlecht, welches seit der Mitte des 16. Jahrh. sich in Piefland niederließ. Unter den Gliedern desselben zeichneten sich besonders aus *Pontus Baron de la G.*, der aus franz. in schwed. Dienste trat, als Feldmarschall 1580 siegreich gegen Rußland focht und 1585 starb. — Sein Sohn, *Jakob Graf de la G.*, geb. 1583, erfocht ebenfalls mehre Siege gegen die Russen und starb als Präsident des Kriegsdepartements 1652. — Nicht minder zeichnete sich *Jakob's Sohn, Magnus Gabriel Graf de la G.* aus, geb. zu Reval 1622. Er studirte zu Upsala, bildete sich dann auf seinen Reisen in Frankreich und gefiel der Königin Christine nach seiner Rückkehr so wohl, daß sie ihn zu ihrem Gesandten in Paris ernannte. Obschon er viel über sie vermochte, so bemühte er sich doch vergebens, sie andern Sinnes zu machen, als sie entschlossen war, die Krone niederzulegen. Unter dem König Karl X. Gustav übernahm er den Oberbefehl des Heers, welches unter ihm gegen Rußland sehr glücklich focht. Nach des Königs Tode hatte er Theil an der Regentschaft während der Minderjährigkeit Karl's XI. Obschon mit diesem durch seine Gemahlin, die Prinzessin Euphrosyne von Pfalz-Zweibrücken nahe verwandt, wurde er doch bei der Einziehung der adeligen Güter sehr hart behandelt und fast aller seiner Besitzungen verlustig, sodas er 1685 in großer Armut starb. Ihm verdankt Upsala den sogenannten silbernen Coder des *Ulfila* (s. d.), den die Schweden in Prag erbeutet hatten, der aber für verloren erachtet wurde, bis ihn G. in Flandern auffand und für 600 Fl. kaufte. Gegenwärtig besitzt die Familie das Landgut Löberod in Schonen, wo sich die reichste Handschriftensammlung in Schweden befindet, aus der der Propst Wieselgren das „*De la Gardie'sche Archivum*“ (20 Bde., Stockh. und Lund 1831—43) herausgegeben hat.

Gardiner (Stephan), Bischof von Winchester und Kanzler von England, geb. 1483 zu St.-Edmundsbury in der Grafschaft Suffolk, ein natürlicher Sohn des Bischofs von Salisbury, Lionel Woodville, erhielt seine gelehrte Bildung zu Cambridge, wo er neben der Theologie sich auch mit Erfolg den Staatswissenschaften widmete. Schmiegfam und geschäftstüchtig, erwarb er sich die Gunst und eine Secretairstelle beim Cardinal *Wolsey* (s. d.), der ihn auch dem Könige empfahl. Als Heinrich VIII. die Scheidung von seiner Gemahlin Katharina von Aragonien betrieb, wurde G. 1528 als Unterhändler nach Rom geschickt und, obschon seine Sendung keinen Erfolg hatte, 1529 zum Staatsrathe erhoben. Da er sich im Scheidungsprocesse und in der Herstellung der königlichen Supremacie in Kirchensachen sehr willfährig bewies, so ernannte ihn 1544 der König zum Bischof von Winchester. Nächst dem hatte er sich die königliche Gunst durch eine 1535 gegen den Papst gerichtete Schrift „*De vera obedientia*“ (Frankf. 1621) in hohem Grade erworben. Dessenungeachtet war G. im Geheimen ein heftiger Gegner der Kirchenreformation; er arbeitete darin

aus allen Kräften den Absichten Cranmer's (s. d.) entgegen, half den Staatssecretair Cromwell stürzen, hintertrieb die Vereinigung mit den deutschen Protestanten und brachte es dahin, daß die engl. Protestanten mit Feuer und Schwert verfolgt wurden. Indessen erregte seine Verbindung mit der als Bastard erklärten Prinzessin Maria den Verdacht des Königs. Als G. überdies die Gemahlin Heinrich's VIII., Katharina Parr, der Ketzerei beschuldigte, diese aber vor dem Tyrannen sich zu reinigen wußte, fiel er gänzlich in Ungnade und wurde aus dem Staatsrath gestoßen. Unter der Regierung Eduard's VI. ließ ihn die protestantische Partei mehre Jahre im Gefängnisse schmachten, und als er, wieder in Freiheit gesetzt, seinen Widerstand gegen die Reformation dennoch nicht aufgab, wurde er 1551 abgesetzt und nochmals eingekerkert. Mit dem Regierungsantritt der Königin Maria erhielt er endlich die Freiheit und seinen Bischofsstz zurück. Später trat er als Staatskanzler an die Spitze der Regierung. Er rieth nun der Königin mit Beibehaltung der Suprematie den katholischen Cultus allmählig wieder einzuführen, und zugleich begann er, von zahlreichen Spionen unterstützt, die blutigste Verfolgung der Protestanten. Obgleich er selbst das Gelübde der Keuschheit nicht gewissenhaft hielt, behandelte er besonders die verheiratheten Geistlichen und ihre Familien mit ausgesuchter Grausamkeit. Als er endlich sah, daß die gewaltsame Vertilgung der Keger unmöglich sei, zog er sich einigermaßen von dem blutigen Geschäfte zurück. „Ich habe mit Petrus geirrt, aber nicht mit Petrus geweint,“ soll er oft in seinen letzten Tagen gesagt haben. Er starb am 12. Nov. 1555, nachdem er noch die Bischöfe Ridley und Latimer auf den Scheiterhaufen befördert. Wesentliches Verdienst hatte er sich um England erworben, daß er in dem Ehevertrage der Königin mit dem span. Prinzen Philipp die Selbständigkeit seines Vaterlandes zu wahren wußte. Außer der erwähnten Schrift gab er noch „Necessary doctrine of a christian man“ (1543) heraus.

Sargliano, ein Fluß, der Liris der Alten, entspringt auf den Apenninen und ergießt sich, nachdem er die neapolit. Provinz Terra di Lavoro durchströmt, in den Meerbusen von Gaeta. Sein schmutziges Wasser fließt sehr langsam, ist aber sehr fischreich, namentlich auch an Aalen. In dem Schilf desselben, unweit der Stadt Minturnä, versteckte sich Marius vor seinen Verfolgern. Die Brücke über denselben auf der Straße von Rom nach Neapel vertheidigte Bayard gegen die Übermacht der Genueser und Venetianer, wodurch allein die Rettung des franz. Heers möglich wurde.

Sarizim ist der alttestamentliche Name einer Bergspitze des Gebirgs Ephraim, der wahrscheinlich von dem anwohnenden Stamme der Gerissiter herkommt. Auf dem Sarizim wurde zur Zeit des Nehemia, unter der Regierung des pers. Königs Darius Nothus, das Nationalheiligthum der Samaritaner (s. d.) errichtet und dadurch das kirchliche Schisma zwischen diesen und den Juden vollendet. Veranlassung dazu gab, daß Manasse, der Sohn des Hohenpriesters Jadda, wegen seiner Verheirathung mit der Tochter des pers. Satrapen von Samarien, des Saneballat, ercommunicirt und verjagt worden war. Den von Manasse erbauten Tempel auf dem Sarizim zerstörte im J. 129 v. Chr. Johannes Hyrcanus, allein der Berg selbst blieb den Samaritanern heilig und hieß bei ihnen stets der gesegnete Berg.

Garnerin, eine berühmte Aeronautenfamilie, deren ältestes Glied Jean Bapt. Dli vier G., geb. 1766 zu Paris, ein Schüler des berühmten Physikers Charles (s. d.) war. Während der Revolutionszeit hatte er mehren Administrationsgeschäften vorgestanden und war unter Anderm Commissar bei der Rhein- und Moselarmee gewesen. Sein jüngerer Bruder André Jacq. G., geb. 1769, der einen ähnlichen Posten bei der Nordarmee bekleidete, war gefangen und nach Ofen gebracht worden. Nachdem derselbe seine Freiheit wieder erhalten hatte, vereinigten sich die beiden Brüder zu einer gemeinschaftlichen Lösung des Problems der Luftschiffahrt. Als ein erster Versuch am 16. Juni 1797 verunglückt war und ihnen gerichtliche Verfolgungen zugezogen hatte, stieg André Jacq. noch im Oct. desselben Jahrs von einer Höhe von 1200 F. mit einem von ihm vervollkommeneten Fallschirme herab. Später wiederholte er sowie seine Frau dieses Experiment noch öfter und ließ sich besonders im Norden Europas unter Anderm in Petersburg sehen, weshalb er sich das Prädicat eines Premier aëronaute du Nord beilegte. Wegen der Priorität der Erfindung des Fallschirms gerieth er mit seinem ältern Bruder in Streit und schrieb in dieser Angelegenheit ein Pamphlet unter dem Titel „Usurpation d'état et de réputation par un

frère au préjudice d'un frère" (Par. 1813). André Jacq. starb am 18. Aug. 1823 in Paris. Des ältern Bruders Tochter Elisa G., geb. 1791, ließ sich nach der zweiten Einnahme von Paris am 21. Sept. 1815 in Gegenwart des Königs von Preußen aus einer Höhe von 1800 Klaftern mit dem Fallschirme herab.

Garnier (Rob.), franz. Trauerspieldichter, der ausgezeichnetste unter den Vorgängern Corneille's, geb. 1534 zu Ferté-Bernard, studirte die Rechte und wurde später Parlamentsadvocat in Paris und unter Heinrich IV. Staatsrath. Er starb 1590. Von Jugend auf der Poesie leidenschaftlich ergeben und 1565 von dem Collège der Jeux floraux (s. d.) gekrönt, war er einer Derjenigen, welche mit und nach Jodelle (s. d.) die Reform des franz. Theaters durch Übersetzung und Nachahmung griech. Stücke statt der nationalen Mysterien und Farcen begannen und durchführten. Seine Tragödien verrathen ein glückliches Studium der Griechen und Römer und ein seltenes oratorisches Talent; zu einer derselben wählte er den Stoff aus Ariosto; auch gab er darin den griech. Chor auf, den er in allen seinen übrigen Stücken streng beibehielt. Am berühmtesten wurden seine Tragödien „*Bradamante*" (1582) und „*Antigone*" (1580). Unter den von 1580—1618 erschienenen Ausgaben seiner Stücke sind die zu Paris 1607 und Rouen 1618 die besten.

Garnier (Jean Jacq.), franz. Historiograph, geb. zu Goron, einem Flecken in Maine, am 18. März 1729, kam ohne alle Mittel nach Paris, brachte es aber durch angestrengten Fleiß in wenigen Jahren bis zum Professor der hebr. Sprache am Collège de France, um das er sich, später als Inspector desselben, nebst seinem Freunde Lalande große Verdienste erwarb. Im J. 1761 wurde er Mitglied der Academie der Inschriften, und seine zahlreichen Arbeiten in den Abhandlungen derselben zeugen von seiner ausgebreiteten, soliden Gelehrsamkeit und noch mehr von seinem außerordentlichen Fleiße. Beauftragt, die von Velly angefangene und von Villaret fortgeführte „*Histoire de France*" weiter fortzusetzen, lieferte er zu diesem weitläufigen Werke die Geschichte der Regierungen von Ludwig XI. bis auf Karl IX. Er hatte auch die Regierungsgeschichte des Letztern bereits im Manuscripte vollendet und beim Ausbruche der Revolution den Druck beginnen lassen; vernichtete aber seine Arbeit, indem er fürchtete, durch die Erzählung der Fehler einer frühern Regierung die ungünstige Stimmung gegen Ludwig XVI. noch zu vermehren. Seine historischen Arbeiten fanden wegen seltener Gründlichkeit der Forschung allgemeine Anerkennung; dagegen machten sein „*L'homme de lettres*" (2 Bde., Par. 1764) und die Schrift „*De l'éducation civile*" (Par. 1765) wegen der darin aufgestellten religiös-moralischen Ansichten, die mit der im 18. Jahrh. herrschenden Philosophie in geradem Widerspruche standen, bei ihrem Erscheinen kein besonderes Glück und wurden erst später beachtet. G. war ein Mann von dem vorzüglichsten Charakter. Er starb am 21. Febr. 1805.

Garnier (Pagès), einer der Führer der demokratischen Partei in der franz. Deputirtenkammer, geb. 1802 im Süden Frankreichs, hatte die Rechte studirt und war Advocat, als die Julirevolution ausbrach. Er nahm Theil am Kampfe der drei Tage und erwarb sich die Julidecoration. Im J. 1831 zum Deputirten erwählt, machte er kein Hehl aus seinen republikanischen Ansichten, weshalb sich Casimir Périer, jedoch vergebens, gegen seine Zulassung erklärte. Von reinem, unbescholtenem Wandel, von einfachem, herzlichem Benehmen, treu seiner Überzeugung, durchaus uneigennützig und muthig, war G. eine der fleckenlosesten Notabilitäten der Julirevolution. Als Redner glänzte er durch ruhige und umsichtige Anlegung seines Plans, und durch die Stärke und Feinheit seiner Dialektik. Zuerst erregte er Aufsehen, als er mit 40 andern Deputirten, darunter Lafayette (s. d.), Lamarque (s. d.) u. s. w., den Comptes rendu gegen die Politik des Justemilieu unterzeichnete. Als 1832 die contrerevolutionaire Reaction mehr und mehr alle Grenzen überschritt, erklärte er frei und offen: „Wenn das Volk durch schlechte Verwaltung dahin getrieben wird, zu thun, was es im Juli 1820 gethan, werde ich mit dem Volke und für das Volk sein.“ Als Mitglied des Vereins Aide-toi (s. d.) angeklagt, bei dem republikanischen Aufstande am 28. Juli 1832 theilhaftig gewesen zu sein, fand er für gut, sich verborgen zu halten; nach Aufhebung des Belagerungsstandes der Stadt stellte er sich jedoch unaufgefordert dem gesetzlichen Richter, der ihn freisprach. Ausgezeichnet benahm er sich 1834 in der Kammer. Als man im ersten Schreiben über die Macht der republikanischen Vereine der Regierung

jede begehrte Concession zu machen bereit war, suchte er zu retten, was zu retten war. Bei den wüthenden Angriffen, die zumal von einigen ehemaligen Mitgliedern der demokratischen Vereine jetzt auf diese gemacht wurden, ließ er nicht unbemerkt, daß der Minister Guizot (s. d.) wenige Jahre vorher selbst Mitglied des Vereins Aide-toi gewesen, und daß der Siegelbewahrer Barthe (s. d.) der Verfasser des der Kammer vorgelegten Gesegentwurfs gegen die politischen Vereine, der Verbindung der Carbonari angehört habe. Für das Volk allgemeines Stimmrecht in Anspruch zu nehmen, hat er in keiner Kammer versäumt. Bei den Debatten über die geheimen Fonds in der Kammer von 1837, unterwarf er Guizot's Leben als Staatsmann einer scharfen und beißenden Kritik. Noch im J. 1841 unterstützte er lebhaft den erfolglos gebliebenen Antrag von Mauguin und Pagès de l'Arrière zur Beschränkung der Wählbarkeit öffentlicher Beamten. Schon längere Zeit von unheilbarer Schwindsucht befallen, starb er am 23. Juni 1841. Seine Beerdigung fand unter einem so außerordentlichen Zusammenflusse der Bevölkerung statt, wie man seit Lafayette's Bestattung nicht bemerkt hatte. Arago, der Abgeordnete Jolly und Bastide, der Hauptredacteur des „National“, hielten ihm die Leichenreden.

Garnison heißt die in einem Orte stehende Truppenbesatzung oder auch dieser Ort selbst, doch ist im erstern Fall das Friedensverhältniß vorherrschend gemeint, während man für das Kriegsverhältniß gewöhnlich den Ausdruck Besatzung gebraucht. In der Garnison befinden sich die Truppen entweder in Kasernen (Kasernirt) oder bei den Bürgern untergebracht (einquartirt), in beiden Fällen werden sie auf Staatskosten verpflegt. Was der Bürger dem Soldaten im Quartier zu verabreichen hat, wird durch ein Garnison- oder Zervis-Reglement festgestellt. So große Nachteile es auch für den Dienst hat, die Truppen in viele kleine Garnisonen zu verlegen, so große Vortheile erwachsen den kleinen Städten, besonders den Ackerbau treibenden, wenn sie im Frieden mit Garnison belegt sind, theils weil dadurch eine Menge Geld in Umlauf gesetzt wird, theils weil die Soldaten den Bürgern in manchen Handreichungen zu Hülfe kommen. Unter Garnisondienst wird derjenige Dienst verstanden, der keinen rein militairischen, sondern mehr einen polizeilichen Zweck hat. Dahin gehören der Wachtbienst und der Patrouillendienst. Die Garnisonwachen stellen die benötigten Schildwachen an öffentlichen Gebäuden, wo sich Kassen u. s. w. befinden, oder an den Thoren, oder auf öffentlichen Plätzen, zuweilen auch bloß des Nachts (Nachtposten), um den Dienst weniger beschwerlich zu machen. Die Patrouillen durchstreifen des Nachts die Straßen, visitiren verdächtige Häuser, verhindern oder stören Aufläufe u. s. w., kurz, der Garnisondienst bezweckt auf alle Weise die Sicherheit des friedliebenden Bürgers. Größere Garnisonen erhalten einen eigenen **Commandanten**, große Festungen deren sogar zwei; in kleinen Garnisonen versteht der jedesmalige älteste Offizier diesen Dienst. Residenzen erhalten außer dem Commandanten gewöhnlich auch einen **Gouverneur**. Der den Garnisondienst als Adjutant des Commandanten regulirende Offizier heißt **Platzmajor**, ohne daß er dabei den Rang eines Stabsoffiziers zu bekleiden braucht. Größere Garnisonen haben einen eigenen **Garnison-Auditeur** (Jurist), **Garnisonprediger** u. s. w.

Garnitur nennt man im Allgemeinen diejenigen Theile irgend eines Fabrikats, welche, zur Vollendung des Ganzen gehörig, außerdem noch bestimmt sind, demselben als Zierath zu dienen. So gehört z. B. der ganze Besatz eines Kleides zur Garnitur, oder Garnirung des Kleides. Bei den Gewehren nennt man **Garnitur** alle diejenigen Theile, welche dazu dienen, den Lauf und das Schloß mit dem Schaft zu verbinden, überhaupt die einzelnen Theile zu einem brauchbaren Ganzen zu vereinigen. Bei Luxus- und Jagdgewehren ist die Garnitur einfacher und von weißem Kupfer, schwarzgebeiztem Stahl, Holz oder Horn (**Kapuzinergarnitur**), bei Militairgewehren ist dieselbe von Eisen oder Messing. — Außerdem nennt man noch insbesondere **Garnitur** eine Anzahl gleichartiger zusammengehörender Gegenstände, z. B. eine Garnitur Gläser, Pfeifen u. s. w.

Garofalo (Benvenuto), eigentlich **Benvenuto Elisioda G.**, ein berühmter ital. Historienmaler, geb. 1481 zu Garofalo unweit Ferrara, bildete sich in seiner Vaterstadt unter Domenico Panetti und seit 1498 in Cremona unter Boccaccino Boccacci zum Maler und begab sich dann nach Rom, wo er die Werke der besten Meister studirte. Nachdem er sich hierauf einige Zeit in Mantua aufgehalten hatte, kehrte er wieder nach Rom zurück, wo er

sich ganz an Rafael angeschlossen, der sich oft bei seinen größern Arbeiten von ihm unterstützen ließ. Von Alfons I. von Ferrara nebst andern Malern mit vielen Arbeiten im Schlosse desselben beauftragt, wendete er sich später ganz nach seiner Vaterstadt und starb daselbst 1559, nachdem er einige Jahre zuvor erblindet war. Seine Werke verrathen die Einwirkung aller Schulen, besonders der lombardischen und noch mehr der Schule Rafael's. Doch ist die den Ferraresen eigenthümliche Richtung auf derbe, leuchtende Farbe und breite Darstellung auch in ihm nicht zu verkennen. Vor seinen ältern Schulgenossen Lorenzo Costa und L. Mazzolino zeichnet er sich meist durch größere Anmuth und tiefere Charakteristik der Köpfe aus, welche bisweilen so sehr an Rafael erinnern, daß mehre Bilder bald diesem, bald G. zugeschrieben werden. Von Rafael nahm er eine gewisse liebliche Klarheit an, ein Gefühl von Anmuth und einen Typus von Schönheit, die ihn nebst Dem, was ihm selbst eigen ist, recht liebenswürdig machten. Einige seiner Madonnen und Engelgestalten sind voll Seele und von ungemelner Anmuth. Die meisten seiner Werke finden sich in Rom; doch besitzen auch die dresdener, berliner und wiener Galerie mehre derselben.

Garonne, der breiteste aller franz. Flüsse, entspringt im Thale Arran auf der span. Seite der Pyrenäen, nimmt, während seines 94 M. langen Laufs, gegen 30 Flüsse auf und ergießt sich nach seiner Vereinigung mit der Dordogne, eine Stunde breit, unter dem Namen der Gironde in das Atlantische Meer. Sein Gebiet beträgt gegen 1900 □M. Er wird bei Muret schiffbar, trägt von der Mündung herein die größten Seeschiffe, ist aber mehrerer Inseln halber an diesen Stellen sehr schwer zu beschiffen. Das nach ihm benannte franz. Departement der obern Garonne mit 455000 E. auf 112 □M. ist aus den Landschaften Toulousaine und Comminges gebildet und grenzt im Norden an das Departement Tarn und Garonne, im Osten an Tarn, Aude und Ariège, im Westen an die Departements der Oberpyrenäen und des Gers, im Süden aber wird es durch die Pyrenäen von Spanien getrennt. Dieser letztere Landstrich ist durchaus gebirgig und hat mehre bedeutende Schneegipfel, wie den Maladetta, 10548 F. hoch, den Verdighero, Maupas und Quairot. Zugleich ist der Süden reich an Naturschönheiten, darunter die berühmten Grotten von Gargas und mehre Seen, sowie an mineralischen Erzeugnissen, wie Eisen, welches in großer Menge zu Tage gefördert wird, Steinkohlen, die noch unausgebeutet liegen, Marmor, Goldsand in der Garonne und andern Flüssen, und Heilquellen, unter denen die von Bagnères de Luchon vorzüglichem Ruf haben. Der ebenere und besser cultivirte Norden erzeugt Getreide weit über den Bedarf, viel Obst und Honig, viel Geflügel und Vieh, wogegen in dem rauhern Süden Adler, Wölfe, Bären, Eber und alle Arten Wild in großer Menge hausen. Das Klima ist fast durchgehend mild und gesund, so lange sich nicht der für Thiere und Feldfrüchte schädliche Westwind, Cers genannt, gegen welchen eine eigene Assurance errichtet ist, erhebt. In industrieller Hinsicht steht das Departement, im Vergleich zu andern Theilen Frankreichs, noch zurück, und auch der Handelsverkehr, zu welchem die schiffbare Garonne und der Kanal von Languedoc eine treffliche Gelegenheit bieten, ist noch verhältnißmäßig schwach. Die Volksbildung ist sehr verschiedenartig; denn während die Akademie von Toulouse (s. d.) die schwierigsten Probleme löst, die wiederbelebten Jeux floraux (s. d.) ihren Ruf über Europa verbreiten, die dort noch zahlreich vorhandenen Reformirten sich durch Aufklärung auszeichnen, ist die katholische Bevölkerung, welche die Mehrzahl bildet, noch im crassesten Aberglauben befangen. Das Departement zerfällt in vier Bezirke, mit den Hauptorten Toulouse, Muret, St.-Gaudens und Villefranche.

Garrick (David), vielleicht der größte Schauspieler, dessen sich je die Bühne zu erfreuen gehabt hat, wurde am 20. Febr. 1716 in einer Schenke zu Heresford in England, wo sein Vater, ein engl. Capitain, auf Werbung lag, geboren. Seine aus der Normandie stammende Familie, welche la Garrique hieß, hatte sich nach dem Widerruf des Edicts von Nantes nach England geflüchtet. Schon in seinem zwölften Jahre zeigte G. sein vorzügliches Talent in Farquhar's Lustspiel, „Der Werbeoffizier“, das er mit seinen Mitschülern auführte. Später arbeitete er auf dem Comtoir seines Oheims, eines reichen Weinhändlers zu Lissabon, kehrte jedoch, dieses Geschäfts überdrüssig, nach einem Jahre zurück und hörte nun in der Schule zu Lightfield Sam. Johnson's Vorlesungen über die lat. und griech. Classiker. Hierauf studirte er in London die Rechte, dann Logik und Mathematik. Nichtsdestoweniger

eröffnete er mit seinem Bruder ein Weingeschäft, das er indes wieder aufgab, um sich der Laufbahn zu widmen, für welche die Natur ihn bestimmt hatte. Nachdem er zuerst unter dem Namen Lyddal mit Erfolg in Ipswich gastirt hatte und einen Sommer lang mit einer wandernden Schauspieltruppe umhergezogen war, begab er sich nach London, wo er von Gifford, dem Eigenthümer des Goodmansfieldtheaters engagirt, im Oct. 1741 als Richard III. mit einem solchen Erfolge auftrat, daß die großen Nationaltheater leer standen und Alles sich in das kleine Theater drängte. Sein von der herkömmlichen Art ganz verschiedener natürlicher Vortrag machte einen außerordentlichen Eindruck. Im J. 1742 spielte er in Irland, 1745 im Drurylane-Theater zu London, dann wieder in Dublin, bis er 1747, in Verbindung mit Lacy das Drurylane-Theater, an dem Flettwood bankrott geworden war, mit erneuertem Privilegium kaufte und die Direction desselben übernahm. Unter seiner Truppe, mit welcher er das Theater eröffnete, glänzten bedeutende Talente, wie Barry, Prithard und Gibber. Er verbannte die Unanständigkeiten der ältern engl. Lustspieldichter, brachte Shakspeare's Dichtungen, an denen er indes dem damaligen Zeitgeschmack gemäß Vieles änderte, bei dem Publicum wieder in Ansehen und begründete so die glänzendste Periode der engl. Bühne. Nachdem er am 10. Aug. 1776 zum letzten Male aufgetreten, begab er sich auf sein reizendes Landhaus bei London, wo er, von heftigen Steinschmerzen befallen, am 20. Jan. 1779 starb. Sein Leichnam wurde in die Westminsterabtei gebracht und am Fuße eines Denkmals, dem Andenken Shakspeare's gewidmet, beigesetzt. Sein bedeutendes Vermögen, die Frucht seiner Talente und seiner an Geiz grenzenden Sparsamkeit, fiel theils seiner Witwe, theils seinen Verwandten zu. G. war klein von Person, aber wohlgebaut und gut gebildet, hatte schwarze, lebhafte Augen und eine reine melodische Stimme. Seine Gestalt, seine Mienen hatte er auf das Bewundernswürdigste in der Gewalt; jede Leidenschaft stand ihm zu Gebote, Alles war an ihm voller, treffender Ausdruck derselben. Daher war er gleich groß im Tragischen wie im Komischen, wiewol das letztere sein höchster Triumph war. Von seinen 27 Lustspielen haben sich einige, wie „The lying valet“, „Miss in her teens“, „High life below stairs“, und das gemeinschaftlich mit Colman bearbeitete Stück „The clandestine marriage“ noch gegenwärtig auf dem Repertoire gehalten. Sie sind sowol in den Supplementbänden zu Bell's „British theatre“ (Edinb. 1786) als auch besonders (3 Bde., Lond. 1798, 12.) gesammelt. Eine, jedoch unvollständige Sammlung seiner zum Theil trefflichen Prologe, Episteln und Gedichte enthalten die „Poetical works of Dav. G.“ (2 Bde., Lond. 1785). Vgl. „The correspondence of Dav. G. with the most celebrated persons of his time“ (2 Bde., Lond. 1832, 4.), Davies „Memoirs of Dav. G.“ (2 Bde., Lond. 1780; deutsch, Lpz. 1782) und Murphy, „The life of G.“ (Lond. 1799). — G.'s Gattin, Eva Maria Beigel, geb. am 29. Febr. 1724 zu Wien, wo sie unter dem Namen Violette als Tänzerin auftrat und großen Beifall fand, wurde 1744 bei der Oper in London angestellt. G. heirathete sie 1749 und begleitete sie 1763 auf das Festland. Nach seinem Tode lehnte sie die Heirathsanträge mehrerer vornehmer Engländer, unter Andern des gelehrten Lords Monboddo, ab, da sie nach G.'s letztem Willen auf den Fall ihrer Wiederverheirathung einen Theil des ihr ausgesetzten ansehnlichen Erbtheils verlieren sollte, und starb am 16. Oct. 1822 zu London.

Garrow, ein Volk in Hinterindien, das zwar wenig Cultur, aber eine eigene Religion hat, und dessen Sprache (Gaura) die Gelehrtensprache der heutigen Indier ist, worin viele Sanskritschriften übersetzt sind und fast aller Unterricht erteilt wird.

Garten. Ob schon man früh gestrebt haben mag, die Gärten zu verschönern, so bedurfte es doch eines sehr langen Zeitraums, ehe sich die Gartenkunst zur schönen Kunst erhob. Die Hebräer cultivirten in ihren Gärten nur den Weinstock, den wilden Feigen- und Dibaum, die Palme, Granate und den Johannisbrotbaum. Die alten Anwohner des Indus und Ganges hatten zwar Blumengärten; dieselben lassen sich aber weder als kunstvoll noch als schön annehmen. Die sogenannten schwebenden Gärten der Semiramis konnten gewiß nur in damaliger Zeit den Wunderwerken der Welt beigezählt werden. Auch die Gärten der Perser, Paradiese genannt, scheinen mehr natürlich angenehme Plätze, voll wild wachsender Fruchtbäume, Pflanzen und Blumen, als mit Absicht und nach einer Regel angelegte Gärten gewesen zu sein. Die Griechen hatten anfangs nur Obstgärten mit vielen Grotten,

Lauben, Statuen und Gebäuden. Erst im 3. Jahrh. v. Chr. fingen sie an, auch Blumen zu cultiviren. Selbst die Beschreibungen der Gärten bei den spätern griech. Romanschriftstellern verrathen noch nichts von schöner Gartenkunst. Die gepriesenen Gärten des Alcinous waren doch nichts Anderes als gut angelegte, angenehme Obst- und Weinplantagen mit einigen Blumen. Romantischer mag allerdings die Grotte der Calypso gewesen sein, aber wol nur als Natur-, nicht als Kunstanlage gedacht. Daß es den Römern an schönen Gärten mangelte, beweisen mehre Stellen ihrer Schriftsteller und die Nachrichten, die uns von ihren Gärten selbst übrig sind. Denn wenn auch dieselben, an schwelgerischen Luxus gewöhnt, dahin strebten, sich voreinander auszuzeichnen und deshalb keine Kosten scheuten, die seltensten Obstarten aus dem Orient einzuführen und in ihren Gärten zu bauen, und ob schon Lucullus, durch die Pracht der Gärten Asiens verführt, diese neue Gattung von Luxus in sein Vaterland einzuführen beschloß und jene berühmten Gärten anlegen ließ, welche Plinius beschrieben hat, so bezieht sich doch alles Lob, welches denselben gespendet wird, lediglich auf die Gebäude, nicht auf die Gärten, die mit ihren Legionen von Buchsfiguren und in der ganzen Behandlung geschmacklos waren. Die Zeiten, welche dem Untergange des weström. Reichs folgten, waren nun vollends nicht geeignet, der Gartenkunst einen Platz in der Reihe der schönen Künste zu verschaffen. Karl der Große richtete zwar seine Aufmerksamkeit auch auf den Gartenbau; seine Anordnungen erstreckten sich aber nicht über einen Nutzgarten hinaus. Am wenigsten war die Gartenkunst in Spanien ausgebildet. Blumen kannte man daselbst erst seit dem 8. Jahrh., wo sie von den Arabern dahin verpflanzt wurden. In Konstantinopel zierten nur die Bornehmen die Gärten ihrer Serails mit Blumen. Bei den Galliern lag der Gartenbau gänzlich darnieder. Erst im 13. Jahrh. schenkte man in Europa dem Gartenbau größere Aufmerksamkeit; doch fand er in diesen kriegerischen Zeiten nur in den Klöstern eine freundliche Aufnahme. Die Troubadours im Mittelalter sprechen allerdings schon von symmetrischen Gärten. In Italien fing man zur Zeit der Wiederherstellung der Künste und Wissenschaften auch wieder an, Lustgärten anzulegen. König Ferdinand I. von Neapel zog herrliche Früchte in seinen Gärten, und auch Herzog Ludwig von Mailand unterhielt sehr schöne Fruchtgärten. Zu Anfange des 16. Jahrh. wurden in Italien, Holland, Deutschland und Frankreich auch größere Gärten angelegt, aber freilich noch keine Kunstgärten. Besonders war es die Blumenliebhaberei, der man huldigte; gleichzeitig nahm die Tulpen- und Hyacinthenmanie der Holländer ihren Anfang. Erst in der Mitte des 16. Jahrh. bildete sich in Frankreich ein neuer Geschmack in Gartenanlagen. Die Symmetrie aufs äußerste getrieben, wurde nebst den nach der Schnur beschnittenen Heckenmägen und Baumpflanzungen Mode, selbst in der Anlegung der Blumenbeete herrschte diese Rückficht. André Le nôtre (s. d.) wurde der Schöpfer der franz. Gartenkunst, welche seine Nachfolger noch mehr verunzierten. Die Holländer ahmten die Franzosen nach, gingen aber in der geschmacklosen Ausstattung ihrer Gärten mit verschnittenen Bäumen und bemalten hölzernen Figuren noch weiter. In holländ. Gärten sah man gar Gartenbeete mit farbigen Steinen und Muscheln in höchst symmetrischen Formen ausgelegt, statt mit Blumen besetzt. In England hatte nach der Restauration unter Karl II. die franz. Gartenkunst Eingang gefunden; seit Wilhelm III. wurde der holländ. Geschmack vorherrschend. Während Addison in dem „Spectator“ seinen berühmten Versuch über die Gartenkunst mittheilte, Pope in seinen kritischen Briefen unter Andern auch die Schnörkelwerke der herrschenden Gartenkunst lächerlich machte, und der geistreiche Horace Walpole in seiner „Geschichte der neuen Gartenkunst“ neue Ansichten verbreitete, eilte die Praxis der Theorie voraus. Will. Kent (s. d.) war der Erste, der in seinen Gartenanlagen der herrschenden Ausartung entgegentrat. Die alten Ziergärten verschwanden und Lustanlagen (pleasure grounds) kamen auf. Aber obgleich Kent von der Idee ausging, im Garten die Landschaft nachzubilden, so kam er doch derselben in der Ausführung nicht nach! Sein Stil war nicht Einfachheit sondern Geziertheit, die einfach zu scheinen sich bemühte. Die Lustanlagen wurden mit Tempeln, Obelisken, Ruinen und andern Ungehörigkeiten überladen. Dies war besonders der Fall, seit man mit der oriental., eigentlich chines. Gartenkunst durch Chambers („Über die oriental. Gartenkunst“; deutsch von Ewald, Gotha 1775) bekannt geworden war. Browne folgte Kent's Fußstapfen, doch waren seine Ideen großartiger, wie man besonders aus seinen Anlagen in

Wlenheim (s. d.) sieht. Neue Geschmacksausartungen traten immer mehr hervor. Stifter einer bessern Schule waren Payne Knight und Sir Uvedale Price. Besonders kämpfte Letzterer in seinen „Essays on the picturesque“ gegen den herrschenden Gartengeschmack, und ihm folgte der talentvolle Repton. Ihren Bemühungen verdanken die Lustanlagen der Engländer bedeutende Verbesserungen. Die Spielereien der Tempel und Obeliskien verschwanden immer mehr, und Thäler, Gehölze und Anhöhen wurden nicht mehr entstellt. Seit der Mitte des 18. Jahrh. verbreitete sich die engl. Gartenkunst (Landscape gardening) in Frankreich und Deutschland, und auch hier traten in der Nachbildung die Verirrungen des Vorbilds scharf genug hervor. Vgl. Hirschfeld, „Theorie der Gartenkunst“ (5 Bde., Lpz. 1779, 4., mit Kupf.), Dietrich, „Handbuch der schönen Gartenkunst“ (Gieß. 1815) und Laborde, „Description des nouveaux jardins de la France, etc.“ (Par. 1808—14).

Gartenbau. Seitdem der Gartenbau, durch Klima und Boden begünstigt, bereits im 16. Jahrh. durch holländ. Gärtner in England sich verbreitet und seit dem Anfange des 18. Jahrh. sich weiter ausgebildet hatte, wurde die Neigung zur Gartenpflege immer mehr ein vorherrschender Nationalzug der Engländer. Sie zeigte sich in den Nutz- und Blumen-gärten durch sorgfältigen Anbau und neue Culturversuche, und als die Gartenkunst ein volkethümliches Gepräge erhalten hatte, in den Lustanlagen vorzüglich durch Anpflanzung überseeischer Gewächse, auch in andern Ländern. Die vielfachen Versuche, welche allenthalben durch Gartenfreunde gemacht wurden, erweckten immer mehr das Bedürfnis, Vereine für gegenseitige Mittheilung und Aufmunterung zu bilden, und so entstanden die *Gartenbau-gesellschaften*. In England gab 1805 den ersten Anlaß zur Stiftung der Horticultural society, die 1809 einen königlichen Freibrief erhielt, seit 1812 „Transactions of the horticultural society of London“ herausgab, 1817 einen kleinen Garten bei Hammermith erwarb und später einen großen Garten zu Chiswick anlegte. In Edinburg bildete sich 1809 unter der Leitung Duncan's die Caledonian horticultural society, welche aus der 1803 begründeten Florist's society mit erweitertem Plane hervorging, gleichen Zweck mit der londoner Gesellschaft verfolgt, aber mehr auf das Praktische gerichtet, meist praktische Gärtner zu Mitgliedern hat, und seit 1820 „Memoirs of the caledonian horticultural society“ herausgab. Nach dem Muster dieser Gesellschaften bildeten sich bald ähnliche Vereine in mehreren Städten Englands, namentlich in Hereford, Bedford, Durham, Gloucester, Suffolk, Manchester, York, Leicester, Essex u. s. w., und auch jenseit des Oceans, in Philadelphia, Newyork und in dem Staate Massachusetts (1831). Die Kriegerunruhen hinderten die Entstehung ähnlicher Gesellschaften auf dem Festlande, und nur einige landwirthschaftliche Vereine machten vereinzelte Culturversuche, welche besonders die von den Regierungen unterstützte und von Gesellschaften wissenschaftlich betriebene Obstzucht betrafen. In Frankreich begünstigte der Minister Chaptal die Pomologie, indem er im J. 1800 den während der Revolution nach Ceaux verlegten Obstbaumgarten der Karthäuser zu Paris auf seinen ehemaligen Platz (Pépinière de Luxembourg) zurückverlegte und später damit eine Schule für Obstzüchter verband. Als die franz. Kammern die dieser Schule gewährte jährliche Unterstützung von 10000 Francs von 1828 an nicht mehr bewilligten, sodas dieselbe eingehen mußte, hatte sich bereits 1827 die Société d'horticulture nach einem sehr umfassenden Plane gebildet, aus der 1828 die Société d'agronomie pratique hervorging, welche „Annales d'horticulture“ herausgibt. Mit der Société d'horticulture ist die 1829 von Soulange-Bodin gegründete, zur Bildung von Gärtnern bestimmte Gartenanstalt in Fromont verbunden, die von Karl X. zu einem Royal institut horticole erhoben wurde und seit 1830 „Annales“ herausgibt. Nach dem Frieden fand auch in Deutschland der Gartenbau Förderer und Unterstützung. Bereits 1803 wurde in Altenburg die pomologische Gesellschaft gegründet, die seit 1822 „Annalen“ herausgibt und seit 1832 ihre Wirksamkeit auch auf Gartenbau und Blumenzucht ausgedehnt hat. Demnächst ist die praktische Gartenbaugesellschaft zu Frauendorf in Baiern zu erwähnen, welche zugleich durch die seit 1823 von ihr herausgegebene „Allgemeine deutsche Gartenzeitung“ wirkt. Nach dem Vorbild des londoner Vereins entstand 1822 auch in Berlin eine Gartenbaugesellschaft für den preuß. Staat, die ihre „Verhandlungen“ herausgibt, jährlich Preise aussetzt und mit der eine Gärtnerlehranstalt und eine Landesbaumschule zu Schöneberg und Potsdam in Verbindung stehen. In Dresden bildete

sich 1828 ein Gartenbauverein unter dem Namen Flora; in Weimar 1829 ein Verein für Blumistik und Gartenbau; in demselben Jahre ein thüring. Gartenbauverein zu Erfurt, und 1831 ein ähnlicher zu Braunschweig; später entstanden die Obstbaugesellschaft in Jittau, welche die Zeitschrift „Für Freunde des Obstbaus“ herausgibt, und der Verein der deutschen Wein- und Obstproducenten, der jährlich in einer süddeutschen Stadt zusammenkommt und seine Verhandlungen in Druck erscheinen läßt. Berühmt sind außerdem die Gartenbaugesellschaften zu Brüssel, Gent, Antwerpen und Haarlem, besonders durch ihre Ausstellungen von Zierpflanzen. Der wesentliche Zweck aller dieser Vereine ist die Beförderung der Pflanzencultur, vorzugsweise in Bezug auf das vaterländische Gartenbauwesen in allen seinen Zweigen. Diesen Zweck suchen sie zu erreichen durch Versammlungen, in denen Vorträge und Besprechungen stattfinden, ferner durch die Bebauung eigener von ihnen erworbener oder von der Regierung ihnen überlassener Grundstücke, durch Blumen- und Früchteaussstellungen, durch Anlegung dem Zwecke entsprechender Bibliotheken, durch Pflanzensammlungen, Herbarien, Samen- und Obstcabinette, sowie durch die Herausgabe von Zeitschriften und Correspondenz mit verwandten Vereinen.

Gärtner (Friedr. von), Oberbaurath und Director der königlichen Akademie der bildenden Künste zu München, geb. zu Koblenz 1792, machte seine Studien in München, Paris, England und Italien. Seit 1820 als Professor der Architektur an der münchener Akademie angestellt, trat er doch erst geraume Zeit nach Beginn der Regierung König Ludwig's als ausübender Künstler auf, nachdem er seit 1822 auch als Director der königlichen Porzellanmanufactur thätig gewesen war. Dagegen hatte er seit 1829 an den namhaftesten Bauten in München Theil, wo er seit Klenze's Rücktritt unter den dortigen Architekten den ersten Rang einnimmt. Schon die Ludwigskirche, die er 1829 entwarf, bezeichnete seine Richtung sehr deutlich, nämlich eine erneute, auf der Construction beruhende Anwendung des Rundbogenstils mit völlig frei behandelten Ornamenten. Nur ist dabei eine gewisse Schwere und Zerfahrenheit der Composition zu bedauern, was auch von seinem Blindeninstitut und dem neuen Universitätsgebäude gilt, obwohl ein reicher, malerischer Effect diesen Gebäuden keineswegs fehlt. Weiterem das bedeutendste Werk G.'s ist jedoch das neue Bibliothekgebäude, welches, wenn auch nicht an Zweckmäßigkeit der Disposition, doch an einfacher Großartigkeit der Fassade eines der bedeutendsten modernen Gebäude ist. Von ihm rührt auch der Entwurf des neuen Königspalastes zu Athen her, wohin er 1836 den König Ludwig begleitete und wo er die seit Hadrian verfallenen Marmorbrüche des Pentelikon wieder eröffnete. Von den kleinern Arbeiten G.'s sind zu nennen die Restauration des Isarthors, die Arkaden zu Kissingen und die Loggia bei der Theatinerkirche zu München. Auch die Herstellung der Dome zu Regensburg und Bamberg ist unter seiner und Heidehoff's Leitung ausgeführt worden. Nach Cornelius' Abgange von München wurde er auch Director der Akademie der Künste.

Gärtner (Karl Christian), ein treuer Pfleger der deutschen Poesie, wenn er auch die Literatur durch keine größern Werke bereicherte, geb. am 24. Nov. 1712 zu Freiberg im sächs. Erzgebirge, wo sein Vater Postmeister und Kaufmann war, bildete sich auf der Fürstenschule zu Meißen und studierte in Leipzig, wo ihn gemeinschaftliche Liebe zu den schönen Wissenschaften mit Gellert und Rabener verband. In seines Freundes Schwabe Zeitschrift, „Befürwortungen des Verstandes und Wises“, ließ er die Erstlinge seiner Muse drucken, die zu den besten Gedichten dieser Sammlung gehören. Unter der Aufsicht Gottsched's arbeitete er an der Übersetzung des Bayle'schen „Wörterbuchs“ (4 Bde., Lpz. 1741—44, Fol.), auch übersezte er einige Bände von Rollin's „Geschichte“ (13 Bde., Dresd. 1738—48). Später trennte er sich von Gottsched und dessen Richtung und vereinigte sich mit Cramer, Schlegel und Rabener, denen später noch Ebert, Giseke, Zacharia, Gellert, K. A. Schmid, Klopstock u. A. beitraten, zur Herausgabe der auch „Bremische Beiträge“ genannten „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Wises“ (Brem. 1745—48), welche allgemeines Aufsehen erregten. Wenn G. von den meisten seiner Freunde in der Folge an schriftstellerischem Ruhm übertroffen wurde, so hatte er in jener Bildungsperiode das Verdienst, durch Urtheil und Rath mehr derselben geleitet und ermuntert zu haben. Im J. 1745 ging er als Führer zweier jungen Grafen nach Braunschweig, wo er 1747 als Professor der Beredi-

samkeit und Sittenlehre am Collegium Carolinum ange stellt wurde. Unablässig mit seiner Berufsarbeiten beschäftigt, zumal bei seiner Strenge gegen sich selbst, war es nicht möglich, daß er ein fruchtbarer Schriftsteller werden konnte. Er starb zu Braunschweig am 14. Febr. 1791. Einige seiner Theaterstücke, z. B. „Die geprüfte Treue“ (Braunschw. 1768) und „Die schöne Rosette“ (Lpz. 1782) sind nicht ohne Verdienst.

Garbe (Christian), einer der würdigsten Denker und Schriftsteller des 18. Jahrh., geb. zu Breslau am 7. Jan. 1742, der Sohn eines Färbers, wurde nach dem frühen Tode seines Vaters von seiner trefflichen Mutter auf das gewissenhafteste erzogen und für die Theologie bestimmt, der er jedoch wegen Körperschwäche entsagte, um auf der Universität zu Frankfurt an der Oder unter Baumgarten Philosophie zu studiren. Da aber Letzterer bald starb, so ging er nach Halle, befeiligte sich hier der Mathematik und studirte dann noch eine geraume Zeit in Leipzig, wo namentlich Gellert und Weiße seine Freunde wurden. Nach Gellert's Tode wurde er 1769 an dessen Stelle außerordentlicher Professor der Philosophie zu Leipzig; allein seine schwächliche Gesundheit bewog ihn, 1772 dieses Amt niederzulegen, worauf er wieder in seine Vaterstadt zurückkehrte. Da er sich theils durch seine mit Anmerkungen bereicherten Übersetzungen von Ferguson's „Moralphilosophie“ (Lpz. 1772), Burke's Schrift „Über den Ursprung unserer Begriffe über das Erhabene und Schöne“ (Riga 1773) u. s. w., theils durch eigene Abhandlungen in der philosophischen Welt immer bekannter gemacht hatte, wurde er durch Friedrich II., der ihn zu sich kommen ließ und sich mit ihm unterhielt, zu einer Übersetzung Cicero's „Von den Pflichten“ (4 Bde., 6. Aufl., Bresl. 1819) aufgefordert, die er 1779 in Charlottenburg begann, aber durch Kränklichkeit abgehalten, erst 1783 vollendete. In den letzten Jahren seines Lebens litt er viel an Hypochondrie und Nervenschwäche, wurde endlich vom Gesichtskrebs befallen und starb am 1. Dec. 1798. G. war ein Mann von sehr liebenswürdigem Charakter, gestimmt für den Genuß der Freundschaft und Geselligkeit. Als Philosoph hat er sich nicht durch tief sinnige Untersuchungen und neue Entdeckungen oder Umgestaltungen, wol aber durch seine Bemerkungen und wohlgefällige Darstellung ausgezeichnet. Seine Philosophie war mehr Lebensphilosophie, aber im edlern Sinne des Wortes; seine Schreibart klar, einfach und edel. Unter seinen Schriften sind besonders auszuzeichnen seine Abhandlungen „Über die Verbindung der Moral mit der Politik“ (Bresl. 1788), „Über den Charakter der Bauern und ihr Verhältniß gegen den Gutsherrn und die Regierung“ (Bresl. 1786; 2. Aufl., 1796), „Über Gesellschaft und Einsamkeit“ (2 Bde., Bresl., 1797—1800), die „Versuche über verschiedene Gegenstände aus der Moral, Literatur und dem gesellschaftlichen Leben“ (5 Bde., 1792—1802) und die „Fragmente zur Schilderung des Geistes, Charakters und der Regierung Friedrich's II.“ (2 Bde., Bresl. 1798); verdienstvoll sind nicht minder seine Übersetzung von Payley's „Grundsätze der Moral und Politik“ (2 Bde., Lpz. 1787) und Smith's „Untersuchungen über die Natur und Ursache des Nationalreichthums“ (4 Bde., Bresl. 1794—96; 2. Aufl., 1799) und die nach seinem Tode erschienene Übersetzung der „Ethik des Aristoteles“ (2 Bde., Bresl. 1799—1801) und der „Politik des Aristoteles“ (2 Bde., Bresl. 1799—1802). Seine Briefe an Weiße und Zollikofer gaben Manso und Schneider (2 Bde., Bresl. 1803—4) und die Briefe an seine Mutter K. A. Menzel (Bresl. 1830) heraus.

Gas nennt man alle bleibend-elastische Flüssigkeiten, d. h. jede Flüssigkeit, welche, unter einen größern Druck verjagt, ohne tropfbar-flüssig zu werden, sich in einen kleinern Raum zusammenzieht, bei Verminderung dieses Drucks sich wieder in einen größern Raum ausdehnt, und durch keinen bekannten Grad von Kälte in tropfbare Gestalt gebracht werden kann, folglich luftförmige Körper, welche in jeder Kälte luftförmig bleiben, wodurch sie sich von dem gleichfalls elastisch-flüssigen Dampf (s. d.) unterscheiden. Alle Luft, glaubte man früher, sei von einerlei Art und Natur; erst seit der Mitte des 18. Jahrh. fing man an, sich zu überzeugen, daß es unter den luftförmigen Flüssigkeiten ebenso wesentlich verschiedene gebe als unter den tropfbaren Flüssigkeiten. Jedes Gas hat ein ihm eigenes Gewicht, und es sind die Gase hinsichtlich ihres Gewichts sehr verschieden, jedoch insgesammt mehre hundertmal leichter als Wasser. Alle Gasarten sind durchsichtig, die meisten auch farblos und daher nicht anders sichtbar, als wenn sie in Blasengestalt durch tropfbare Flüssigkeiten entweichen. Die Dichtigkeit eines jeden Gases ist dem Drucke, unter welchem es steht, bei übrigens glei-

chen Umständen, angemessen, und jedes Gas wird bei einerlei Erwärmung, unter übrigens gleichen Umständen, um gleiche Theile seines anfänglichen Raums ausgedehnt, und zwar bei Erwärmung von dem Frostpunkte bis zum Siedepunkte des Wassers um 0,375 desjenigen Raums, den es bei der Temperatur des Frostpunkts einnahm. Sehr viele Gasarten werden vom Wasser verschluckt und durch Wasser in die tropfbar-flüssige Gestalt gebracht; manche halten den größten Druck aus, ohne flüssig zu werden (permanente Gase), andere dagegen werden durch großen Druck und große Kälte flüssig (compressible oder coercible Gase). Letztere geben dann zum Theil Flüssigkeiten von sehr interessanten Eigenschaften. (S. Chlor und Kohlensäure.) Die hauptsächlichsten Gasarten sind Sauerstoffgas, Stickstoffgas, die aus beiden gemengte atmosphärische Luft, Wasserstoffgas, Chlorgas, Kohlenwasserstoffgas, Kohlenwasserstoffgas u. s. w.

Gasbeleuchtung nennt man die Art, Straßen und Gebäude mittels der brennbaren Gase, hauptsächlich des Kohlenwasserstoffgases, zu beleuchten, welche aus Zersetzung von Steinkohlen oder andern brennbaren Körpern durch Hitze entstehen. Schon seit Ende des 18. Jahrh. machten die Chemiker darauf aufmerksam, daß es vortheilhaft sein müsse, das bei der Verkohlung der Brennmaterialien verloren gehende gekohlte Wasserstoffgas noch weiter zu benutzen. Nachdem Murdoch 1798 versucht hatte, aus Torf und Steinkohlen brennbares Gas zu bereiten, machte zunächst Lampadius (s. d.) seine desfallsigen Ideen in seiner „Hüttenkunde“ (Gött. 1801) bekannt, und ihm folgte in Frankreich Lebon. Letzterer entwickelte das Gas für die von ihm erfundene Thermo-Lampe aus Holz. Da aber hierzu eine große Masse Holz nöthig war, so kam das Lebon'sche Verfahren zu keiner Anwendung. Seit 1810 fing man in England an, sich der Steinkohlen zu dieser Gasentwicklung zu bedienen, und schon im folgenden Jahre wurden in London einzelne Kaufläden und Straßen mittels Gas erleuchtet; gleichzeitig machte Lampadius in Freiberg Versuche in der Straßenbeleuchtung mit Gas. Im Großen wurde die Gasbeleuchtung in England zuerst von einem Deutschen angewendet, Namens Winzer, der sich aber dort A. Winsor nannte. Er stiftete die Gas- und Coakgesellschaft in London, und in Frankreich die erste Gascompagnie und starb zu Paris am 11. Mai 1830. Der große Fortschritt der Engländer in Vergleichung mit der Verfahrensart von Lampadius und Lebon bestand darin, daß sie das entwickelte Gas, ehe es verbrannt wurde, in eigenen großen Behältern sammelten und es von diesen aus allmählig ableiteten, statt daß die Letztern dieses Gas, sowie es allmählig entwickelt wurde, sogleich zu verbrauchen beabsichtigten. Schon 1815 war ein großer Theil der Straßen und vorzüglichsten Gebäude Londons und anderer engl. Städte mit dem Steinkohlengase erleuchtet, worauf 1816 in dem königlichen Amalgamirwerke bei Freiberg durch Lampadius, und 1817 im Polytechnischen Institut in Wien durch Precht die Gasbeleuchtung eingeführt wurde, welche nachher auch in den meisten größern Städten Frankreichs und Deutschlands Eingang fand. Seit der ersten Erfindung hat man indeß nicht allein die Methoden der Erzeugung, Reinigung und Fortleitung des Leuchtgases mannichfach verbessert, sondern auch eine Menge anderer Materialien zur Erzeugung des Gases in Gebrauch gezogen. Die Hauptmaterialien zur Leuchtgas-erzeugung sind gegenwärtig Steinkohlen, namentlich durch Murdoch und Accum eingeführt, und in England und Deutschland fast ausschließlich angewendet; Öl oder Thran, durch Tailor und Martineau eingeführt und nur an einzelnen Orten in Anwendung, z. B. in Liverpool und Köln; Harz, entweder für sich, oder in Kiendöl gelöst, und Pechöl, durch Chauvassenot, Mathieu, Danré und Boscary in Paris, durch Schwarz in Schweden, durch Daniell in England und durch Brochi in Antwerpen praktisch angewendet; Torf, früher schon von Murdoch gebraucht, neuerdings durch Mollerat wieder versucht. Hieran schließt sich die neueste Erfindung von Selligues, welche bereits in Antwerpen und Dijon das Harzgas und in einem Theile von Lyon und Paris das Kohlengas verdrängt hat. Die Gasfabrikation selbst zerfällt in drei Abschnitte, in die Erzeugung des Gases, die Reinigung und die Fortleitung zu den Brennern. Nicht aber alle Steinkohlen sind zur Gasfabrikation gleich geeignet; am geeignetesten sind die sogenannten Backkohlen, und unter diesen die möglichst schwefelfreien. Die zweckdienlichste aller bekannten Kohlenarten ist die engl. Cannel-Coal, die auch in Berlin ausschließlich gebraucht wird, während Dresden und Leipzig mit sächs. Steinkohlen versorgt werden. Man zerlegt die Steinkohlen in liegenden eisernen

Cylindern (Gasretorten), welche hinten und vorn durch Deckel luftdicht geschlossen sind, durch die hintere Öffnung gefüllt werden, an der vordern aber mit einer senkrecht aufwärts steigenden Abführungsröhre versehen und, zu drei oder fünf, über einer gemeinschaftlichen Feuerung in den Gasofen so eingelagert sind, daß das auf dem Roste angezündete Feuer sie allseitig umspülen und in Rothglühhitze versehen kann. Ein ganz anderes ist das Verfahren, um aus Öl Gas zu bereiten, da man dieses nicht unmittelbar in den Retorten erhitzen kann. Auch hier wendet man Retorten an, bringt aber in dieselben nur kleingeschlagene Coaks und läßt nun, während diese glühend sind, das Öl aus einem Reservoir, dessen Ausfluß genau regulirt werden kann, fortwährend in dünnem Strahle in die Retorte fließen, wo es zerlegt wird. Anwendbar sind übrigens alle fette Öle von hinreichend niedrigem Preise, selbst solche, welche sich wegen ihres widrigen Geruchs nicht in Lampen brennen lassen. Auf fast gleiche Art wird mit dem Harze verfahren, welches man in einem besondern Reservoir entweder in Kienöl auflöst, oder auch für sich in einem Kessel schmilzt und dann allmählig auf eine in der Retorte befindliche Lage glühender Coaks oder Blechstücke fließen läßt. Torf wird behandelt wie Steinkohlen; Pechöl, Theeröl und Erdöl wie Öl.

Die Producte dieser Proceße zerfallen in den festen Rückstand, welcher in der Retorte bleibt, und in die entweichenden Dämpfe und Gase. Nur bei der Kohlengasfabrikation ist der Rückstand brauchbar; er besteht in Coaks von einem nicht viel geringern Werthe als die angewendeten Steinkohlen, und hierin liegt ein nicht unbedeutender Vortheil der Steinkohlen als Erleuchtungsmaterial. Was dagegen die dampf- und gasförmigen Producte anlangt, so sind diese bei den Steinkohlen, welche stets Schwefel und Stickstoff enthalten, am complicirtesten; sie bestehen außer Kohlenwasserstoff, dessen Menge gegen Ende der Zersetzung abnimmt und im Mittel ungefähr 10 Procent der Kohlen beträgt, aus Kohlenoxydgas, Wasserstoffgas und Stickstoffgas; ferner aus Kohlenäure, Schwefelwasserstoffgas, Wasserdampf, Ammoniak und Theeröl. Diese letztern Bestandtheile abzuscheiden, läßt man das Gas zunächst in einen cylindrischen, oberhalb der Gasretorten befindlichen horizontalen Behälter von oben eintreten; hier condensirt sich bereits viel Theer; dieser fließt durch unterhalb angebrachte Röhren in die sogenannte Cisterne ab und bildet ein nutzbares Nebenproduct, das Gas aber tritt nun in einen den Kühlapparaten der Branntweimbrennereien ähnlichen Apparat, den sogenannten Condensator, wo es die öligen und rußigen Theile vollends absetzt, auch mit ihnen einen Theil des Ammoniaks. Um aber die Kohlenäure, welche nicht brennt, und das Schwefelwasserstoffgas, welches übel riecht, auch beim Verbrennen Metall angreifende Producte entwickelt, zu entfernen, läßt man das Gas noch durch den Reinigungsapparat, einen mit Kalkmilch, welche durch einen Mechanismus stets umgerührt wird, gefüllten Kasten, streichen. Aus diesem tritt nun endlich ein Gas aus, welches 60—70 Procent eigentliches Leuchtgas, im übrigen die drei andern noch erwähnten Gase und wol stets noch Antheile von Ammoniak und Schwefelwasserstoff enthält. Die mit Ammoniak geschwängerten Flüssigkeiten der Reinigungsapparate sind ebenfalls ein nutzbares Nebenproduct. Das gewaschene Gas beträgt im Mittel ungefähr 1400 Kubikfuß per Tonne (4 Schefel) Kohlen, und eine Gasflamme verzehret davon in der Stunde $5\frac{1}{2}$ Kubikfuß. Das Ölgas ist bedeutend reiner von Schwefelwasserstoff und Ammoniak als das Kohlengas und wird, mit Weglassung des Kalkapparats, welcher hier nicht nöthig erscheint, im Allgemeinen ebenso gereinigt. Ein hier erscheinendes Product sind flüchtige Fettsäuren, dagegen sind die Nebenproducte hier nicht so nutzbar als bei Steinkohlen. Ein Pfund Rüßöl liefert ungefähr 32 Kubikfuß Gas. Das Ölgas entwickelt bei seiner Verbrennung nach Umständen $1\frac{1}{2}$ —3 mal so viel Licht als das Kohlengas. Bei Anwendung von Harz gewinnt man als Nebenproducte bei der vorläufigen Schmelzung des Harzes einige technisch zu Firniß u. s. w. anwendbare Öle. Das Gas ist außerordentlich rein, bedarf eigentlich nur der Abwaschung mit Wasser und setzt bei der Condensation nur etwas Brenzöl und Naphthalin ab. Ein Pfund gewöhnliches Fichtenharz liefert 26 Kubikfuß. Pechöl, welches auch ein sehr reines Gas liefert, gibt aufs Pfund ungefähr 40 Kubikfuß, und das Pechölgas leuchtet $1\frac{1}{3}$ mal so stark als Steinkohlengas. Die oben erwähnte Selligues'sche Methode besteht darin, daß man Wasserdämpfe durch eiserne, mit Holzkohlen gefüllte rothglühende Röhren streichen

und das dadurch entstehende Gemenge von Wasserstoffgas und Kohlenoxydgas in einem ebenfalls glühenden Cylinder mit den Zersetzungsproducten zusammentreten läßt, welche sich aus einem kohlenstoffreichen Oel entwickeln. Dieses letztere tropft fortwährend auf einige im Cylinder aufgehängene, ebenfalls rothglühende Ketten. Dadurch verwandelt sich ein Theil des Wasserstoffgases in Kohlenwasserstoffgas, und man erhält ein Gemenge der drei Gase, welches nur durch Wasser zu gehen braucht, um die mit fortgerissenen Dtheile abzusetzen. Man hat dabei den Vortheil, alle Unreinigkeiten vermeiden und durch Regulirung des Zuflusses bis zu einem gewissen Grade die Zusammensetzung des Gases bestimmen, also die höchstmögliche Leuchtkraft erreichen zu können. Das anzuwendende Oel kann Steinkohlentheeröl, Erdöl (huile de schiste), Pechöl u. s. w. sein; Terpenthinöl ist zu theuer. Diese Selligues'sche Methode gab, ehe sie genauer bekannt wurde, zu dem Märchen vom atmosphärischen Luftgase Veranlassung. Man leitete ein Gemenge von Terpenthinöldampf und Wasserdampf durch glühende Röhren und erhielt so ein sehr mit Terpenthinöltheilen geschwängertes, die Röhren verstopfendes, zwar gut brennendes, aber durch das Terpenthinöl natürlich theures Gas. Endlich ist auch des Siderallichts (s. d.) von Gaudin hier zu gedenken, das man ebenfalls für eine besondere Gasart gehalten hat. Es ist aber eine längst bekannte Thatsache, daß weißglühende Kreide ein außerordentlich intensives Licht verbreitet, welches im Verhältnisse der einwirkenden Hitze steigt. Durch mit Sauerstoff angeblasene Weingeistflammen erhitzte Kreidekugeln wendete schon Drummond auf Leuchttürmen an, und durch einen in der Knallgasflamme glühenden Kreidecylinder wird das Hydrooxygen-gasmikroskop (s. d.) erleuchtet.

Hat man das Gas fertig und rein, so handelt es sich darum, dasselbe an die verschiedenen Orte, wo es brennen soll, zu vertheilen. Dieser Vertheilung muß eine Ansammlung vorhergehen. Dazu dienen die Gasometer, große, 20—30000 Kubikfuß fassende, umgekehrt in einem Wasserbehälter stehende eiserne Kästen, welche, um ihre Schwere etwas zu balanciren, mittels eines Gegengewichts aufgehängt sind. Unter diese strömt das Gas ein und hebt sie in die Höhe, indem es sich über dem Wasser ansammelt. Wird nun das Ausflußrohr geöffnet, so strömt es natürlich mit einer Gewalt aus, welche von der Schwere des Gasometers abhängt, somit durch das Gegengewicht regulirt werden kann. Die Hauptausflußröhre theilt sich, unter der Erde angelangt, wieder in Zweige und so fort nach dem Bedürfnis; in die unter dem Boden liegenden Röhren werden dann die engern zu den Brennern führenden Röhren eingefügt. Die Hauptrohre sind am zweckmäßigsten von Eisen, die Nebenrohre, der Biegsamkeit wegen, von Kupfer oder Blei; man legt sie in eine vor Frost schützende Tiefe und, um Wasseransammlungen zu vermeiden, durchaus horizontal. Die Brenner sind Mundstücke, welche durch feine Durchbohrungen das Gas ausströmen lassen, wenn der unterhalb angebrachte Hahn geöffnet wird; ein einfaches Loch gibt eine einfache Flamme (jet), was aber selten ist; meist wendet man 3—5 fächerartig vereinigte Flammen (Fledermausbrenner) zu den Straßenbeleuchtungen, in verschlossenen Räumen aber kreisförmig gestellte, eine cylindrisch geschlossene Flamme erzeugende Löcher (Argand'sche Brenner) an. Alle Brenner müssen mit Hähnen zu Aufhebung und Regulirung des Ausströmens versehen sein. Um bei Anwendung des Gases zur Beleuchtung von Häusern keine Differenzen wegen der Consumtion und des Preises zu haben, ist es am zweckmäßigsten, den Preis nicht nach der Zahl der Flammen, sondern nach dem Kubikfuß Gas zu normiren, die Consumtion aber dadurch zu controliren, daß man das Gas aus der Hauptröhre durch einen Gasmesser in das Haus strömen läßt. Ein solcher Gasmesser besteht aus einem Behälter von der Einrichtung, daß er, oder ein Theil in ihm, sich bei Austritt oder Eintritt einer gewissen Menge von Gas, um einen bestimmten Theil dreht. Die Zahl der Drehungen wird durch ein Zeigerwerk angegeben; das Ganze aber ist mit einem nur der Verwaltung zugänglichen Gehäuse umgeben. Eine für häusliche Gasbeleuchtung höchst zweckmäßige Methode ist die, das Gas aus dem Gasometer in Gefäße strömen zu lassen, mit Hülfe von Druckpumpen zu verdichten und so in die Häuser zu schaffen (Tragbares Gas). Diese Gefäße bringt man entweder, wo nur eine oder ein paar Flammen zu versorgen sind, unmittelbar mit den Röhren in Verbindung; zweckmäßiger ist es aber, sie in einen kleinern Gasometer zu entleeren,

von welchem aus dann die Vertheilung stattfindet. Wenig praktisch sind alle jene Apparate, in welchen das Gas mit Hilfe seiner eigenen Flamme im Zimmer versetzt werden soll.

Gascoque (Vasconia), eine ehemalige franz. Landschaft, erhielt ihren Namen von den *Vasken* (s. d.), welche in der Mitte des 6. Jahrh. von den Westgothen aus ihren Wohnsitzen am Südbahange der Pyrenäen verdrängt, sich in dem früheren röm. District Novempopulania, zwischen dem Atlantischen Ocean, der Garonne und den Westpyrenäen, niederließen. Sie begriff im ethnographischen Sinne nur die armen, größtentheils sandigen und sumpfigen Ländchen Tursan, Chalosse, Marsan, Albret, Landes und das eigentliche Baskenland, nebst Navarra und Béarn, im dynastischen Sinne aber auch die theils gebirgigen, theils ebenen und fruchtbaren Landschaften Bigorre, Comminges, Conserans, Armagnac, Condomois und Savardan, also ungefähr die alte Erzdiöcese von Auch, oder die heutigen Departements Landes, Ober-Pyrenäen, Gers, sowie den südlichen Theil von Ober-Garonne, Tarn und Garonne und Lot und Garonne. Im J. 602 unterwarfen sich die Gasconer nach hartnäckiger Gegenwehr den Franken und wurden unter Aufsicht der Herzoge von Aquitanien gestellt, die jedoch bald sich unabhängig von der Krone zu machen wußten, bis sie durch König Pipin und später durch Karl den Großen besiegt wurden. Letzterer gab in Welf I. und dessen Nachfolgern der Gascoque eigene, von dem karolingischen Theilreiche Aquitanien abhängige Herzoge, welche, den stets wieder auslebenden baskischen Freiheits Sinn zu ihrem Vortheil benutzend, wiederholte Versuche machten, das fränk. Joch abzuschütteln. Durch das Aussterben dieses volksthümlichen Herrschergeschlechts verwaist, kamen die Gasconer 1054 wiederum an Guyenne (s. d.) und mit diesem Lande in der Folge für immer an Frankreich. Unter den Herzogen bestand das Land aus der denselben unmittelbar zugehörigen Grafschaft Gascoque, welche die Bisthümer Aire, Lescaur, Cleron, Dar und Bayonne, oder das eigentliche Gasconerland umfaßte, und deren Hauptpunkt Saint-Séver war, das daher auch Cap de Gascoque genannt wurde, und aus mehreren mittelbaren Grafschaften; nachher aber wurde es in verschiedene dynastische Territorien, z. B. die der Herzoge, Grafen und Herren von Albret, Armagnac, Bigorre, Béarn und Navarra, zersplittert, welche nach und nach der franz. Krone anfielen, oder derselben mittelbar untergeben wurden, und vor der Revolution, mit Ausnahme der beiden letztgenannten, zu dem Gouvernement Guyenne gehörten. Trotz dieser, für ihre Nationalität so ungünstigen, politischen Verhältnisse haben doch die Gasconer, gegenwärtig über 1 Mill. Köpfe stark, zu keiner Zeit in ihrer äußern Erscheinung, in Sprache und Sitten ihre interessante Volksthümlichkeit und ihren gutmüthigen Charakter bewahrt. Wegen der Dürftigkeit des Bodens ihrer Heimat häufig genöthigt, in fremden Heeren zu dienen, wußten sie sich gleichwol das Ansehen zu geben, als thäten sie dies bloß um des Ruhms willen, und da sie nebenbei gewöhnlich viel von ihren angeblichen Gütern und Besitzthümern sprachen, so wurde allmählig Gasconade die Bezeichnung für eine harmlose, unschädliche Aufschneiderei.

Gasmesser und **Gasometer**, s. Gasbeleuchtung.

Gaspari (Adam Christian), ein zu seiner Zeit verdienter Geograph, geb. zu Schleusingen am 18. Nov. 1752, studirte in Jena, wo er auch, nachdem er zu Hamburg, Erfurt, Weimar privatistirt hatte, 1795 außerordentlicher Professor wurde. Im J. 1797 erhielt er eine Anstellung am Gymnasium zu Oldenburg, die er aber 1799 wieder aufgab, um in Wandsbeck bei Hamburg zu privatistiren, und 1803 folgte er dem Rufe als Professor der Geschichte, Geographie und Statistik nach Dorpat. Im J. 1810 übernahm er dieselbe Professur an der Universität zu Königsberg, wo er am 27. Mai 1830 starb. Von seinen geographischen Werken sind besonders bekannt das „Lehrbuch der Erdbeschreibung“ (1. Cursus, 1792; 19. Aufl., Weim. 1840; 2. Cursus, 1793; 11. Aufl., 1826), das „Handbuch der neuesten Erdbeschreibung“ (4 Bde., Weim. 1797—1805) und das mit Camnabich u. A. herausgegebene „Vollständige Handbuch der neuesten Erdbeschreibung“ (Weim. 1819 fg.).

Gassendi (Petrus), eigentlich Pierre Gassend, einer der ausgezeichnetern franz. Physiker, Mathematiker und Philosophen, geb. am 22. Jan. 1592 zu Chanterrier, einem Dorfe bei Digne im Departement der Niederalpen, von armen, gottesfürchtigen Altern, entwickelte seine ungewöhnliche Geisteskraft sehr früh und wurde schon im 16. Jahre als

Lehrer der Rhetorik zu Digne angestellt. Nachdem er dieses Amt wieder aufgegeben und zu Aix Theologie studirt hatte, wurde er Propst des Capitels zu Avignon und schon 1613 Professor der Theologie zu Aix. Abgeneigt der damals allein gültigen Aristotelischen Philosophie, beschäftigte er sich neben der Philosophie der Alten, namentlich des Epikur, zugleich mit den Naturwissenschaften, vorzüglich mit Astronomie und Anatomie. Im J. 1623 entsagte er seinem theologischen Lehramte und kehrte nach Digne zurück, wo er ein Kanonikat befaß, um sich ungestört seinen Studien widmen zu können. Hier schrieb er unter Anderm die „Exercitationes paradoxicae adversus Aristotelem“ (Grenoble 1624), welche ihm ebenso viele Freunde als Feinde erwarben; doch versuchten Letztere vergebens, seine Rechtgläubigkeit zu verdächtigen. Auf Empfehlung des Erzbischofs von Lyon, eines Bruders des Cardinals Richelieu, erhielt er sodann die Professur der Mathematik am Collège royal de France zu Paris, wo er am 14. Oct. 1655 starb. Als Philosoph hatte er sich für Epikur entschieden, dessen Lehrsätze mit seinen naturwissenschaftlichen Kenntnissen am leichtesten in Übereinstimmung zu bringen waren. Seine Philosophie erlangte einen solchen Ruf, daß sich die Philosophen damaliger Zeit in Cartesianer und Gasse n d i s t e n theilten. Kepler und Galilei waren seine Freunde; Molière sein Schüler. In seinem Hauptwerke „De vita, moribus et doctrina Epicuri“ (Lyon 1647; Amst. 1684, 4.), wozu das „Syntagma philosophiae Epicuri“ (Lyon 1649, Fol.; Haag 1656, 4.) gehört, stellte er Epikur's System vollständig dar und würdigte es mit musterhafter Unbefangenheit. Seine „Institutio astronomica“ stellt den damaligen Zustand der Wissenschaft klar und bündig dar; in dem Werke „Tychonis Brahaei, Copernici, Peurbachii et Regiomontani vitae“ (Par. 1654) hat er nicht nur das Leben dieser Männer meisterhaft beschrieben, sondern eine vollständige Geschichte der Astronomie bis auf seine Zeit geliefert; ebenso sind seine Schriften zur Logik klar und werthvoll. Seine sämtlichen Werke wurden gesammelt von Montmort und Sorbière (6 Bde., Lyon 1658, Fol.) und von Avertani (6 Bde., Flor. 1728, Fol.). — Zu seiner Familie gehörte Jean Jacq. Basilien Graf G., geb. am 18. Dec. 1748. Er war beim Ausbruch der Revolution Artillerieoffizier und wohnte dann allen Feldzügen der Republik bei. Im J. 1800 wurde er von Bonaparte zum Commandanten des bei Dijon versammelten Artilleriereferdeparks und 1805 zum Divisionschef im Kriegsministerium ernannt, bald darauf Staatsrath und Reichsgraf und 1813 Senator. Ludwig XVIII. verlieh ihm die Pairswürde und Frankreich schätzte ihn als einen aufgeklärten Patriot. Er starb am 14. Dec. 1828 zu Nuits im Departement Côte d'Or. Geschägt ist sein „Aide-Mémoire, à l'usage des officiers d'artillerie de France“ (Mey 1789; 5. Aufl., 2 Bde., Par. 1819).

Gafner (Joh. Joh.), der im 18. Jahrh. als Teufelsbanner Aufsehen machte, geb. am 20. Aug. 1727 zu Brag bei Nudenz in Tirol, war katholischer Pfarrer zu Klosterle im Bisthum Chur, als er durch die Erzählungen von den Besessenen in der Bibel und durch sein Forschen in den Schriften berühmter Magiker die Überzeugung gewann, daß die meisten Krankheiten von bösen Geistern herrührten, deren Macht bloß durch Segensprechungen und Gebete vertilgt werden könnte. Er fing an, einige seiner Pfarrkinder zu heilen, und erreichte wenigstens so viel, daß er Aufsehen machte. Der Bischof von Konstanz berief ihn in seine Residenz, überzeugte sich aber sehr bald von der Charlatanerie G.'s und rieth ihm, nach seiner Pfarre zurückzukehren. Allein G. begab sich zu andern Reichsprälaten, deren mehre in ihm einen Wunderthäter zu erkennen glaubten, und erhielt sogar 1774 einen Ruf von dem Bischof zu Regensburg nach Ellwangen, wo er angeblich Lahme und Blinde, vorzüglich aber mit Krämpfen und Epilepsie behaftete Personen, welche alle vom Teufel besessen sein sollten, durch den bloßen Nachspruch: cesset! (fahr aus!) heilte. Obschon ein Beamter über seine Curen ein fortlaufendes Protokoll führte, in welchem die außerordentlichsten Dinge bezeugt werden, so fand es sich doch nur zu bald, daß G. gesunde Personen sehr oft die Rolle Kranker spielen ließ, und daß seine Curen bei wirklich Leidenden nur so lange anschlugen, als deren Einbildungskraft von den Überredungen des Beschwörers erhitzt blieb. Aufgeklärte Männer erhoben ihre Stimme gegen ihn, und G. hatte sein ganzes Ansehen verloren, als er im März 1779 starb. Einige Jahre vorher hatte ihn der Bischof zu Regensburg, sein beständiger Gönner, in den Besitz der einträglichen Pfarre Benndorf gesetzt.

Gastein oder **Wilsbad Gastein**, einer der berühmtesten Badorte Deutschlands,

im Salzachkreise Oberösterreichs, im Herzogthume Salzburg, war schon den Römern bekannt und wurde bereits 1436 vom Herzoge Friedrich von Osterreich, dem nachmaligen Kaiser, gebraucht. Es liegt 2939 F. über dem Meere in einem von der Ache, die unmittelbar am Bade einen prächtigen Wasserfall bildet, durchströmten und von hohen bewaldeten Bergen, über welche die Gletscher emporragen, eingeschlossenen Thale der Norischen Alpen, welches ein vollständiges Bild der großartigen Alpennatur gibt. Die örtlichen Verhältnisse sind allerdings für die Curgäste nicht günstig. Das Klima ist wegen der hohen Berge kalt und rauh; selbst im hohen Sommer, wo der Sonnenschein kaum acht Stunden in das Thal fällt, sind die Morgen und Abende empfindlich kalt und noch am Mittage bei der drückendsten Hitze ist die Luft feucht. Außerdem sind wegen der Enge und Abhängigkeit des Thals die Wohnungen nicht zahlreich und die Badeeinrichtungen noch in mancher Hinsicht mangelhaft. Die gewöhnlichen Anstalten zur Zerstreung der Badegäste fehlen ganz und diese sind allein an die Natur und an Excursionen zu Fuß und zu Pferde gewiesen. Medicinisch werden sechs Quellen benutzt, unter denen die Fürstenquelle, die Doctors-, die Kaiser Franzens- und die untere oder Hauptquelle die vorzüglichsten sind. Sie sind sämmtlich in ihren Mischungsverhältnissen gleich und haben eine Temperatur von 30°—38° R. Der Wirkung nach rechnet man das Mineralwasser von G. zu den alkalisch-salmischen, obgleich der Grund dieser Wirkung nicht klar ist, da die chemische Analyse die gasförmige Wasser von gewöhnlichem Quellwasser nur wenig verschieden findet. (S. Mineralwasser.) Sie wirken gelind reizend, belebend und stärkend, dabei befänstigend, beruhigend und auflösend. Daher wendet man sie besonders an bei chronischen Nervenkrankheiten und Leiden der Geschlechtsorgane, die in Schwäche verschiedener Art bestehen, bei veralteten gichtischen und rheumatischen Beschwerden, manchen übeln Folgen von Verwundungen, Leiden der Schleimhäute und chronischen Hautkrankheiten. Bei Congestionen des Bluts nach dem Kopfe und der Brust und sogenannten Unterleibsplethora ist ihr Gebrauch zu widerrathen. Benutzt wird das Wasser theils als Getränk, theils als Bad in jeder Art. Auch der Badeschlamm hat seine Anwendung gefunden. Die neuesten Untersuchungen sind von Hünefeld, Frommsdorf, Mayer und Eble. Obgleich die ungünstige Lage des Wildbads längst eine andere Einrichtung als wünschenswerth erscheinen ließ, so wurde diese doch erst 1830 mittels einer Wasserleitung herbeigeführt, die aus 2235 hölzernen Röhren besteht, in welchen das Quellwasser des Wildbads nach Hofgastein, einem drei Stunden von Wildbad viel tiefer an der breitesten Stelle des Thals liegenden Marktflecken, geführt wird, wo es in solcher Temperatur anlangt, daß es gewöhnlich noch abgekühlt werden muß, ehe es zum Bade benutzt werden kann. Vgl. Eble, „Die Bäder zu G.“ (Wien 1834), Vivonet, „Andeutungen über G. und dessen Anstalten zu Wildbad und Hofgastein“ (Wien 1839) und „Briefe über G.“ (Lpz. 1838).

Gastfreundschaft war im höchsten Alterthume die schönste und edelste, durch Religion und Sitte begründete Einrichtung, die gepriesenste Tugend, die von dem kaum aus dem Stande der Wildheit getretenen Menschengeschlechte mit bewundernswerther Treue und Aufrichtigkeit geübt wurde. Im Allgemeinen war das Reisen Einzelner in den frühesten Zeiten selten, denn der Handelsverkehr führte die Menschen noch nicht zueinander und beschränkte sich fast lediglich auf das Meer; der Trieb aber, in die fremde Welt sich hinauszuwagen, um sich zu unterrichten, erwachte erst in den nachfolgenden Jahrhunderten unter den Weisen und Geschichtschreibern. Wenn daher ein Einzelner seine Heimat verließ, so konnte dies nur in Folge einer wichtigen Aufforderung oder harten Bedrängniß, z. B. um wegen eines unvorzähligen Mordes der Blutrache zu entgehen, geschehen. Da es nun zur Aufnahme solcher Fremdlinge eigene Häuser (s. G a s t h ä u s e r) nicht gab, so gewährte die Gastfreundschaft einen trefflichen Ersatz dafür. Schon die Stimme des Herzens gebot, den Fremdling, der ein fernes Land durchwandernd hilflosbedürftig unter ein fremdes Obdach einkehrte, freundlich aufzunehmen, zu bewirthen und zu beschützen, aber fast bei den meisten Völkern des Alterthums wurde die Tugend der Gastlichkeit auch noch durch die Religion empfohlen, wie wir dies bereits in den mosaïschen Urkunden, bei den religiösen Bestimmungen der Griechen, Araber und Germanen finden, wozu wol der fromme Glaube, daß die Unsterblichen selbst zuweilen in menschlicher Gestalt auf Erden erschienen, wie die sinnige Erzählung von Philemon und Baucis zeigt, mit beitragen mochte. Wol keine Nation übertraf darin die Araber, die noch jetzt diese

Sitte streng beobachten, indem bei ihnen der Einkehrende nicht nur brüderlich aufgenommen und mit dem Besten, was der Hauswirth zu gewähren vermochte, bewirthet, sondern auch, wenn der Vorrath aufgezehrt war, zum Nachbar geführt wurde, der dann Beide mit gleicher Freigebigkeit bewirthete. Die schönsten Beweise und Beispiele von Gastfreundschaft bietet uns das heroische Zeitalter Griechenlands; auf zarte Weise werden sie in den homerischen Gesängen geschildert. Zeus, der deshalb den Namen des Gastlichen führte (Xenios), umfaßte mit seinem Schutze alle Fremdlinge ohne Ausnahme, und Alle fanden Aufnahme und Pflege an dem gastlichen Herde. Wenn Glieder befreundeter Familien sich trafen, so geschah dies mit so größerer Liebe und Sorgfalt, und wahrhaft rührend ist die Aufnahme des jungen Telemachus bei Menelaus im vierten Buche der „Odyssee“; aber auch ganz unbekannt Fremdlinge wurden mit Menschenfreundlichkeit und Güte behandelt, wie Odysseus auf seinen Irrfahrten von den harmlosen und lebenslustigen Phäaken. Jeder Einkehrende wurde gebadet, umgekleidet, bewirthet, und man erfreute sich seiner Erzählung. Erst nach neun oder zehn Tagen, wenn der Fremde nicht eher schon freiwillig sich zu erkennen gegeben hatte, forschte man nach dessen Namen, Abkunft und Heimat und war dann doppelt erfreut, wenn man in ihm einen Gastfreund aus früherer Zeit entdeckte. Schon frühzeitig entstanden im griech. Alterthum besondere Verträge der Gastfreundschaft. Einzelne nämlich, die bei dem zunehmenden Verkehre zu häufigen Reisen sich genöthigt sahen, gelobten einander gegenseitige Bewirthung und Aufnahme, so oft ein Geschäft sie zueinander führen würde, und zwar nicht nur für sich, sondern auch für ihre Kinder und weiten Nachkommen. Als Wiedererkennungszeichen bediente man sich hierbei der Hälfte eines von den Vätern gebrochenen Rings, und Jeder, der sich so als Gastfreund bewährte, wurde nicht nur mit der größten Zuvoorkommenheit verpflegt, sondern auch beim Weggange mit Gastgeschenken geehrt, welche dann in der Familie des Empfängers als Gegenstände von besonderm Werthe forterbten. Mit dem Verfall der Einfachheit der Sitten versiel auch bei den Griechen wie bei den Römern diese schöne Sitte. Unter andern Umständen und in ganz anderer Weise erneuerte sich die Hochhaltung der Gastfreundschaft im Mittelalter, indem sie hier nur von gewissen Classen, wie von Einsiedlern und Mönchen geübt wurde, oder auf das Mitterwesen sich beschränkte und dann nur zu häufig in ein leidiges Ceremoniel ausartete, welchen Charakter sie bis auf die neuesten Zeiten bei der nachmaligen gänzlichen Umgestaltung der socialen und politischen Verhältnisse größtentheils behalten hat.

Gasthäuser zur Aufnahme und zum Übernachten für Fremde gab es im Alterthume weder in der Art noch in der Ausdehnung, wie gegenwärtig, da der Reisende gewöhnlich das Recht der Gastfreundschaft (s. d.) in Anspruch nahm. Die ersten öffentlichen Anstalten in Griechenland, vorzüglich in Athen und Sparta, welche damit verglichen werden können, waren die sogenannten Leschen, Gebäude mit offenen Hallen, in denen man zusammenkam, um zu plaudern; etwas später entstanden in den größern Städten die häufig mit Kramläden verbundenen Pandocheen, d. h. Altherbergen, in denen allerdings angesehene Fremde, die mit einem Gastfreunde keine Verbindung hatten, übernachteten, obgleich auch hier, wie noch gegenwärtig im Orient und in den südlichen Ländern, für Bequemlichkeit nicht sehr gesorgt war, wie bei den Griechen, so wurden auch bei den Römern die Gasthäuser gering geachtet und hatten nur für die niedere Volksklasse als Unterhaltungsörter Bedeutung; doch finden wir bei ihnen schon in früher Zeit öffentliche Herbergen für fremde Gäste (deversoria), welche in einem höhern Ansehen standen als die für einen ähnlichen Zweck, aber meist sehr dürftig eingerichteten Schenkhäuser (cauponiae und tabernae), in denen ein Reisender aus dem bessern Stande nur nothgedrungen einkehrte, und die Speisehäuser oder Garküchen (popinae), in denen man vorzugsweise zubereitete Speisen verkaufte und wo sich nur Leute aus der niedersten Volksklasse aufhielten. Ubrigens läßt sich die Sitte, den Gasthäusern besondere Namen und Bilder zu geben, ebenfalls auf die früheste Zeit zurückführen.

Gastmähler gehörten schon im heroischen Zeitalter Griechenlands zu den reinsten und edelsten Vergnügungen und Erheiterungen des geselligen Lebens, wie wir aus den Schilderungen in den homerischen Gesängen sehen. In den Häusern der Könige und Vornehmen wurden hier festliche Mahlzeiten veranstaltet und nach dem Mahle eilte die lebensfrohe und rüstige Jugend zu Kampfspielen, während die Altern zusahen und den Kampfpriest bestimmt.

ten, oder es begann auch ein Tanz von Jünglingen in Waffenschmuck und von Mädchen. Solche Gastmähler wurden aber nicht bloß von einzelnen Personen häufig gegeben, sondern man ordnete auch nicht selten durch gemeinschaftliche Beiträge der Theilnehmenden ein Gelag (Cranos) an. In der folgenden Zeit wurden bei den Alten mit der Ausdehnung der Tafelfreuden auch die dabei stattfindenden Gebräuche mehr und mehr erweitert und festgesetzt. Die wirklichen Gäste wurden durch Diener oder Sklaven feierlich eingeladen; die Gäste, welche ohne Wissen des Gastgebers mitgebracht wurden, nannte man bei den Griechen und Römern Schatten (*oxial*, *umbrae*); außerdem aber gesellten sich ungeladen hinzu allerhand Lustigmacher oder Parasiten. Bei den Griechen erschienen beim Gastmahle nur Männer, bei den Römern auch Frauen. Die Zahl der Gäste war unbestimmt; ehe sie zu Tische sich begaben, wurden ihnen die Füße gewaschen und gesalbt. In der ältesten Zeit saß man bei Tische, in der spätern Zeit nahm man während des Essens eine schräge Lage an, auf folgende Weise. Um die Tafel waren mehre Ruhepolster gestellt, die häufig aus Cedernholz verfertigt, mit Elfenbein ausgelegt, mit Gold und Silber verziert und mit kostbaren Decken belegt waren. Der Liegende hatte den obern Theil des Körpers auf den linken Ellbogen gestützt, den Unterleib gerade ausgestreckt oder etwas gebogen, im Rücken lagen zu größerer Bequemlichkeit bisweilen noch kleine Kissen. Der Erste am obern Theile des Ruhepolsters streckte seine Füße hinter dem Rücken des neben ihm Liegenden aus, der Zweite lag mit dem Kopfe nahe an dem Schooße des Ersten und streckte seine Füße hinter dem Rücken des Dritten wieder aus u. s. w. Daß unter den Plätzen ein gewisser Rang beobachtet wurde, liegt außer Zweifel, obwohl die Rangordnung selbst sich nicht näher nachweisen läßt. Die Tische wurden nicht, wie gegenwärtig, mit Tüchern bedeckt, sondern nach jedem Gange der Reinlichkeit wegen mit Schwämmen abgewischt und so auch jedesmal für die Gäste Wasser zum Waschen der Hände umhergegeben. Ein Handtuch brachte jeder Gast mit. Da man sich nicht der Messer, Gabel und Löffel bediente, so wurden die Speisen von eigens dazu bestellten Vorschneidern in kleine Stücke zerlegt und zum sofortigen Genusse aufgetragen. Drei Gänge fanden bei feierlichen Mahlzeiten in der Regel statt, das Vormahl, wobei man bloß solche Speisen auftrug, die zur Eßlust reizten, dann das Hauptmahl, welches aus mehren und feiner zubereiteten Speisen bestand, endlich der Nachtmahl mit Naschereien. Während des Mahls trugen die Gäste häufig weiße Gewänder, schmückten sich mit Kränzen und salbten Haupt und Bart mit duftenden Ölen. Das Speisezimmer selbst wurde ebenfalls mit Kränzen geziert, und die Rosen, die als Sinnbild des Schweigens über dem Tische aufgehängt waren, haben das noch jetzt übliche Sprüchwort veranlaßt: Einem etwas *sub rosa*, d. h. unter der Rose, mittheilen. Der Symposiarch oder Tafelfürst, entweder der Wirth selbst oder eine von ihm dazu ernannte Person, sorgte für alles zum Gastmahle Nöthige; ein Anderer, der Schmauskönig, führte die Aufsicht über das Trinken; der Austheiler theilte Jedem seine Portion zu, und Weinschenken, meist schöne Knaben, reichten die gefüllten Becher dar. Den Wein trank man stets mit Wasser vermischt. Das eigens für diesen Zweck bestimmte Mischgefäß hieß Krater, aus welchem mit einem Schöpfkruglein (*cyathus*) in die Trinkbecher (*poecula*), die oft aus kostbaren Stoffen bereitet, prachtwoll verziert und bekränzt waren, eingeschenkt wurde. Gewöhnlich brachte man einen Becher dem rettenden Zeus (*Soter*), einen der Göttin der Gesundheit (*Hygiea*) und den letzten dem guten Schutzgeiste oder Genius. Nur die Mäßigen aber begnügten sich mit dieser Zahl, Andere gingen weit über dieselbe hinaus, denn man trank nicht bloß in die Runde (*Enkloposie*), sondern auch auf das Wohl abwesender Freunde und Geliebten, und dann so viele Becher, als der Name Buchstaben enthielt, ja man stellte förmliche Trinkkämpfe mit ausgelegten Preisen an. Außer der Unterhaltung durch Gespräche, die oft, wie wir aus Platon's und Plutarch's Symposien sehen, sehr ernst und philosophisch war, öfter aber im Scherz und Wig sich erging, wobei die Räthsel und Gripphen (s. *Logogriph*) eine große Rolle spielten, hatte man noch die durch Gesang, und das Skolion stimmte bald zu heiterer Freude, bald zu erhabenem Ernst. (*S. Deipnon, Symposion und Skolion*.) Nach beendigtem Mahle erschienen zur Belustigung der Gäste häufig Flötenspieler, Sängerinnen, Tänzerinnen und Possenreißer aller Art, oder die Gäste trieben selbst allerhand Spiele, unter denen der *Kottabos* (s. d.) das beliebteste war. Bei feierlichen und prächtigen Gastmahlen theilte der Wirth wol auch noch Geschenke an seine Gäste aus, welche

Xenia oder Apophoreta hießen und zu größerer Belustigung zuweilen noch verlost wurden. Veranlassung zu solchen Gastmählern gaben frohe Familienereignisse; Siege bei den Wettkämpfen u. s. w.; die Römer hielten in der frühesten Zeit sogar feierliche Leichenmahle (silicernia). Außerdem finden wir im Alterthume auch schon öffentliche Gastmähler, wie namentlich bei den Spartanern die sogenannten Phiditien oder Syssitien, die mehr einen politischen Zweck hatten, indem man sich hier vorläufig über Gegenstände des Staatswohls unterhielt, ehe dieselben zur allgemeinen Berathung kamen. Ubrigens arteten bei den Alten mit der Zunahme des Luxus, wie unter den Römern, besonders in der Kaiserzeit, die Gastmähler in schwelgerische und üppige Gelage aus. Vgl. Böttiger, „Der Saturnalienschmaus“, und „Ein antiker Küchensettel aus Rom“, im dritten Bande der „Kleinen Schriften“, herausgegeben von Sillig (Dresd. und Lpz. 1838).

Gaston de Foix, f. Foix.

Gastrisch (griech.) nennt man Alles, was auf die Verdauung Bezug hat; daher gastrisches System die Organe, durch welche die Verdauung vermittelt wird, und gastrische Krankheiten solche, in denen die Verdauung gestört ist. Diese Krankheiten sind wegen unserer naturwidrigen Lebensart in Hinsicht auf Nahrung und Bekleidung sehr häufig und sprechen sich durch Mangel an Eßlust, verdorbenen Geschmack, belegte Zunge, Ekel u. s. w. aus, was in leichteren Fällen durch Enthaltung der Nahrung vorübergeht, in bedeutendern oft von Fieber begleitet wird, oder so störend auf den ganzen Organismus wirkt, daß die gastrische Heilmethode nöthig wird, welche in der Anwendung besonders der Arzneyen, die die Unregelmäßigkeiten in der Verdauung zu heben vermögen, besonders der auflösenden, Brech- und Abführmittel und einer strengern längern Diät besteht.

Gastromanie (griech.) bezeichnet die übertriebene Leckerei und Schwelgerei im Essen und Trinken, wie wir sie bereits bei den Griechen und Römern finden.

Gastromantie hieß bei den Griechen das Wahrsagen aus den Figuren weitbauchiger, mit klarem Wasser angefüllter und mit Lichtern umstellter Gläser. Nachdem Der, welcher Aufhellung über die Zukunft zu haben wünschte, mit leiser Stimme gebetet und seinen Wunsch zu erkennen gegeben hatte, gab der Dämon seine Antwort durch Bilder in den Gläsern; doch konnten diese nur von einem unschuldigen Kinde oder von einer schwangern Frau wahrgenommen werden.

Gastronomie, auch **Gastrologie** (griech.), nannten die Alten den Inbegriff aller Regeln der höhern Kochkunst, wie wir sie bei der Zunahme des Luxus in dem eigentlichen Griechenland, auf den Inseln Sicilien und Chios, zu Sybaris in Unteritalien, später namentlich bei den Römern bis zur höchsten Uppigkeit und Schwelgerei ausgebildet finden. Unter diesem Namen gab es selbst mehre Schriften, wie von Archesstratus aus Sicilien u. A.

Gataker (Thom.), ein namhafter engl. Kritiker und Theolog, geb. am 4. Sept. 1574 zu London, gest. daselbst am 27. Juni 1654, stammte aus einer alten Familie, studirte zu Cambridge und war hierauf einige Zeit Lehrer und zuletzt seit 1611 Pfarrer zu Rotherhith. Außer seinen gelehrten Commentaren über mehre alt- und neutestamentliche Schriften und dem Buche „De stylo Novi Testamenti“ erwähnen wir besonders seine Ausgabe des Antoninus (Cambr. 1652; Lond. 1697 und 1707, 4.), durch welche er zur Aufhellung der stoischen Moralphilosophie wesentlich beitrug; ferner die „Adversaria miscellanea“ von seinem Sohne Karl G. (Cambr. 1659) und die „Opera critica omnia“ von Witfius (Utr. 1698, Fol.) herausgegeben. Vgl. „Life of G.“ (Lond. 1655, 4.).

Gath war eine der fünf Hauptstädte im Lande der Philistäer, die im Alten Testamente mehrfach erwähnt wird. Aus ihr stammte Goliath, und in ihr suchte David Zuflucht, als Saul ihn verfolgte. Obgleich die Israeliten G. später mehrmals, z. B. unter David, eroberten, so konnten sie es doch nur vorübergehend behaupten. — Eine Stadt gleiches Namens, aus welcher der Prophet Jonas gebürtig war, lag im Stamme Sebulon, und eine dritte im Stamme Dan.

Gatterer (Joh. Christoph), ein berühmter deutscher Historiker, geb. zu Lichtenau bei Nürnberg am 13. Juli 1727, studirte zu Nürnberg und Altdorf, wurde 1755 Lehrer an dem Gymnasium zu Nürnberg und 1759 ordentlicher Professor der Geschichte zu Göttingen, wo er am 5. Apr. 1799 starb. Er beherrschte das ganze Gebiet der Geschichte und ihrer

Hilfswissenschaften, namentlich der Genealogie, Heraldik, Diplomatiek und Chronologie, hellte theils das Ganze, theils einzelne Theile derselben durch wichtige Werke und Abhandlungen auf und führte in das Studium der allgemeinen Weltgeschichte und in die akademischen Vorträge derselben die bessere Methode ein, welche die Erzählung nach der Zeitfolge mit Synchronismus verbindet. Vor Allem hatte sich die alte Geschichte der wichtigsten Aufklärungen durch seinen Fleiß, seine gründliche Gelehrsamkeit und seinen historischen Forschungsgeist zu erfreuen. Zu beklagen ist es, daß viele seiner Werke unvollendet geblieben sind. Die königliche Societät der Wissenschaften in Göttingen hatte an ihm eins ihrer thätigsten Mitglieder; er selbst stiftete 1764 das historische Institut, dessen Director er seit 1767 war. Außer seinen theils einzeln erschienenen, theils in Journalen abgedruckten historischen Abhandlungen sind besonders zu erwähnen seine „Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange“ (Bd. 1 und 2, Gött. 1785—87), „Versuch einer allgemeinen Weltgeschichte bis zur Entdeckung von Amerika“ (Nürnb. 1792), „Elementa artis diplomaticae universalis“ (Gött. 1765), „Abriss der Diplomatiek“ (Gött. 1798), „Praktische Diplomatiek“ (Gött. 1799), „Handbuch der neuesten Genealogie und Heraldik“ (Nürnb. 1761—72), „Abriss der Genealogie“ (Gött. 1788), „Abriss der Heraldik“ (Nürnb. 1774; 2. Aufl., Gött. 1792), „Praktische Heraldik“ (Nürnb. 1791), „Abriss der Chronologie“ (Gött. 1775), „Abriss der Geographie“ (Gött. 1775) und „Kurzer Begriff der Geographie“ (Gött. 1788; 2. Aufl., 1793). Auch gab er die „Allgemeine historische Bibliothek“ (16 Bde., Halle 1767—71) und das „Historische Journal“ (16 Bde., Gött. 1772—81) heraus. — Seine Tochter, Magdalena Philippine G., geb. zu Göttingen am 2. Oct. 1756, die Gattin des 1818 verstorbenen Geh. Rath und Director des Kriegscollégiums zu Kassel, Joh. Phil. Engelhard, machte sich als lyrische Dichterin vortheilhaft bekannt und starb zu Blankenburg am 28. Sept. 1831. Der ersten Sammlung ihrer „Gedichte“ (Gött. 1778) folgten außer mehreren Gelegenheitspoesien eine zweite Sammlung (Gött. 1782) und eine dritte (Nürnb. 1821). — Ihr Bruder, Christoph Wilh. Jac. G., geb. am 2. Dec. 1759, wurde 1787 Professor der Kameralwissenschaften und Technologie zu Heidelberg, 1795 auch Professor der Diplomatiek, 1805 zum Oberforst Rath ernannt, und starb am 11. Sept. 1838. Er schrieb unter Anderm eine „Anleitung, den Harz und andere Bergwerke zu bereisen“ (3 Bde., Göt. 1785—90), der sich die „Beschreibung des Harzes“ (2 Bde., Nürnb. 1792—93) als Fortsetzung anschließt, setzte W. G. von Moser's „Forstarchiv“ unter dem Titel „Neues Forstarchiv“ (11 Bde., Ulm 1796—1804) fort, gab mit Laurop die „Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft“ (Bd. 1, Darmst. 1811) heraus und lieferte zuletzt eine „Literatur des Weinbaus aller Nationen“ (Heidels. 1832).

Gau, entstanden aus dem altdeutschen *Gowe* oder *Go*, im Lateinischen gewöhnlich *pagus*, auch *regio* oder *provincia* genannt, war der von den Franken auch nach Deutschland und in die unterworfenen slav. Länder übergegangene Name für die Bezirke, in welche das Land der Verwaltung, Rechtspflege und Kriegsverfassung wegen getheilt war. Die Gauverfassung kam bei den Franken bereits im 7. Jahrh. auf. Meist hatten die Gaue natürliche Grenzen, gebildet durch Gebirge, Thäler, Flüsse und Wälder; erst in späterer Zeit machte sich auch bei Bestimmung ihrer Grenzen, namentlich in Deutschland, die Politik geltend. Die Regierung in den Gauen war im Namen des Königs einem oder mehreren Grafen übertragen, die darnach *Gaugrafen* hießen, im Lateinischen überhaupt *comites* genannt, daher nun auch wieder der *Gau comitatus*, d. i. Grafschaft, genannt wurde. Schon im 12. Jahrh., als die königlichen Lehnsträger und Beamten ihre Ämter zu erblichen gemacht hatten, kam die Gauverfassung wieder außer Brauch, und es hat deshalb die Bestimmung der Lage und der Grenzen vieler Gauen gegenwärtig große Schwierigkeiten, zumal da in den größern Gauen auch wieder kleinere vorkommen. Nur in den Namen einiger Gegenden, wie Breisgau, Rheingau, Sundgau, Algau, Nargau, Wasgau u. s. w. hat sich eine Erinnerung an sie bis auf unsere Zeit erhalten; auch erinnern daran die Endungen einiger Orte. Vgl., außer den ältern Schriften von Sagittarius, Meibom, Juncker u. A., Keutisch, „Markgraf Gero, nebst einer Gaugeographie“ (Lpz. 1828, nebst zwei Karten), Bersebe, „Beschreibung der Gaue zwischen Elbe, Saale, Unstrut, Weser und Berra im 11. und 12. Jahrh.“ (Hann. 1829, 4., nebst Karte), Ritter von Lang, „Baierns Gaue nach den drei Volksstäm-

men der Alemannen, Franken und Bojoaren aus den alten Bisthumsprengeln nachgewiesen" (Nürnb. 1830) und Desselben „Baierns alte Graffschaften und Gebiete" (Nürnb. 1831).

Gau (Karl Franz), bekannt durch seine Reisen und Forschungen in Nubien, wurde zu Köln am 15. Juni 1790 geboren und in der Kunstakademie zu Paris gebildet. In Rom, wohin er sich 1817 begeben hatte, faßte er den Entschluß, durch eine Reise nach Nubien die Arbeiten des ägypt. Instituts zu vervollständigen. Als er, von Niebuhr dabei berathen, seinen Plan auszuführen im Begriff war, schien das Zusammentreffen mit einem reichen Reisenden, der G. sich zu verbinden wünschte, sein Wagniß zu begünstigen. Aber schon bei der Ankunft in Aegypten mußte er sich von seinem Reisegefährten, auf den sein Unternehmen zum Theil berechnet war, trennen. Auf seine wenigen eigenen Mittel von nun an beschränkt, blieb er doch unerschütterlich in seinem Vorhaben. Ohne Diener und Führer, selbst ohne Gepäc und Mundvorrath, unbekannt mit der Landessprache, folgte er von Alexandrien aus zu Fuß einer kleinen Karavane mitten durch die Wüste, im Vertrauen auf die Gastfreundschaft der Araber, worin er sich auch nicht täuschte. Nach den größten Entbehrungen und Anstrengungen erblickte er endlich die Pyramiden. Kleinliche Eifersucht widersezte sich in Kairo der Verfolgung seiner Zwecke. Der engl. Consul Salt suchte die Ausfertigung des Ferman's zu seiner weitem Reise zu hintertreiben. G.'s Baarschaft ging aus, und auch sein Muth wich dem Andränge so vieler Widerwärtigkeiten. Da nahm ein deutscher in Kairo lebender Arzt, Namens Dankert, sich seiner an und empfahl ihn dem franz. Consul Drovetti (s. d.), der für den Ferman sorgte und ihm nach Theben vorauseilte, wo G. nach einer Nilschiffahrt von 32 Tagen eintraf. Drovetti verschaffte ihm hier Araber zu seiner Begleitung, eine Barke, Lebensmittel für die Reise, vier Matrosen, einen Lootsen und einen franz. Kammluken, der als Dolmetscher dienen sollte. Glücklich langte G. nach 14 Tagen in Essuan an. Man hatte ihm gestattet, die Nilfälle zu überschreiten und, gegen sonstige Sitte, die von Theben mitgebrachten Matrosen zu behalten; nur einen nubischen Lootsen nahm er in Essuan mit sich und einen Dolmetscher für die in Nubien einheimische Sprache. Unter günstigem Winde erreichte er schnell und glücklich den Zielpunkt seines Strebens. Herr seiner Barke, hing es ganz von ihm ab, anzuhalten, wo er wollte, und in Ruße zu zeichnen und zu messen. Er fand 21 Denkmäler, zwischen der zweiten Katarakte und Philä, die bisher völlig ungekannt gewesen waren, und sowol seine Wahl als seine Darstellung hat überall die gerechteste Anerkennung erhalten. Die Treue und Wahrheit seiner Zeichnungen, die auch im Striche nicht verloren gegangen ist, und die Genauigkeit seiner Maße und anderer Angaben hat seinen „Antiquités de la Nubie" (13 Lieferungen, Par. 1821—28; deutsch, Stuttg. 1821—28, Fol.) das einstimmige Zeugniß der franz. Beurtheiler verschafft, daß sich dieselben als notwendige Fortsetzung dem großen Prachtwerke über Aegypten anschliesse, welches das Milland nur bis Philä umfaßt. Den Text dazu besorgte größtentheils Niebuhr, in dessen Hände G. die zahlreichen Inschriften niederlegte, die er in Nubien gesammelt hatte. Proben davon gab Niebuhr in den „Inscriptiones nubienenses" (Rom 1820, 4.). Nach seiner Rückkehr hielt sich G. einige Zeit in Rom auf und kehrte dann nach Paris zurück, wo er naturalisirt und 1826 als königlicher Architekt angestellt wurde.

Gauchos nennt man in den Platastaaten die mit Viehzucht beschäftigten, die Pampa bewohnenden Landleute. Obgleich sie sich als Weiße betrachten und auf diesen Titel stolz sind, so gehören sie doch meist der Rasse der Negizen an, und tragen durch Zusammenleben mit Indianerweibern bei, die Bevölkerung der innern Provinzen immer mehr dem Vorbilde der Ureinwohner zu nähern, welchen sie ohnehin an Sitten und Denkungsart ungleichem gleichen. Wie diese rohen Naturkinder, so haben auch die Gauchos nur wenige Bedürfnisse. In einem Klima lebend, wo die Sorge für warme Kleidung und Wohnung wegfällt, begnügen sie sich mit niedrigen Hütten, die aus Rohr und Lehm erbaut, wenige oder keine hölzerne Geräthschaften enthalten, indem in jenem baumlosen Lande Ochsenhäute vielmals die Stelle der Bretter vertreten müssen, und statt eiserner Befestigungen Streifen von frischen Häuten mit großer Kunst angewendet werden. Leicht genug ist dieser Hausrath nach andern Orten zu bringen, oder, wenn er verloren ging, aus den Erzeugnissen des Landes selbst wiederherzustellen, denn was der Gaucho an unerseßlichen, in den Städten oder jenfeit des Meers gefertigten Gegenständen besitzt, ist so Weniges, daß er es ohne Schwerkelt

auf seinem Pferde mit sich führt. Eine Hütte in der Weise des Landes ist aller Orten bald wieder errichtet; mit einem Pferde, der Wurfschlinge (Lasso) und den Wurfschlingen (Bolas) versehen, vermag der Gaucho andere Pferde und das halb wilde Rindvieh zur Nahrung einzufangen, und da er von Jugend auf gewöhnt ist, Fleischnahrung fast ausschließlich zu genießen, und Salz in den Pampas häufig den Boden anschwängert, so vermag er selbst als Geächteter und Verfolgter in der wüsten Gegend seiner Ebenen sich heimisch zu machen, wenn sie nur Wasser darbietet. Von Kindheit an mit Pferden vertraut und daher ebenso kühne als unermüdete Reiter, sind die Gauchos jeder andern Ortsbewegung als derjenigen zu Pferde abgeneigt, halten vor der Kirchthüre, um die Messe zu hören und schauen aus dem Sattel dem Tanze in den schmutzigen Schenken zu, die an den großen Handelsstraßen durch die Pampas die Poststationen bilden. Weiber und Kinder theilen aus Gewöhnung mit den Männern die meisten der Beschwerden eines nach europ. Begriffen überaus rohen Lebens. Lesen können Wenige, Schreiben gilt ihnen aber für große Kunst, denn zur Erlangung der gewöhnlichsten Erziehung bietet sich ihnen keine Gelegenheit. Katholiken sind sie nur in der äußern Form, da ihnen jedes Verständniß religiöser Lehren abgeht und vieler von den Indiern ausgegangener Aberglaube bei ihnen volle Geltung empfängt. Dennoch legen sie auf ein kirchliches Begräbniß großen Werth und pflegen ihre Todten in Friedenszeiten aus großen Fernen bis zur Wohnung eines Pfarrers zu schaffen. Sivial, heiter, gutmüthig und gassfrei, sind sie doch im gereizten Zustande der größten Barbareien fähig und verfolgen mit dem Scharf Sinne und der Unermülichkeit der Indier ihren Feind, dessen Blut allein ihre Rache sättigen kann. Theils sind sie selbst Besitzer kleiner Heerden, theils stehen sie in Diensten der Besitzer größerer Viehhöfe, die sich nicht selten über viele Quadratmeilen ausdehnen. Schon durch ihren Beruf abgehärtet und jedem ruhigen Leben abgeneigt, sind sie zu allen Zeiten bereit, einer Partei sich anzuschließen und einen Raubzug auszuführen. Der seit 30 Jahren in den Plataestaaten dauernde Bürgerkrieg hat ihnen zur Befriedigung dieser Neigung stets Gelegenheit geboten, aber auch eine solche Demoralisation unter ihnen verbreitet, daß es zweifelhaft bleibt, ob nach dem einstigen Falle des Präsidenten Rosas von Buenos-Ayres, der selbst ein Gaucho war, und nach Wiederherstellung der Ordnung in der Hauptstadt es einer bessern Regierung möglich sein werde, jene halb wilde Bevölkerung des Innern im Jügel zu halten und gradweis zu civilisiren.

Gaudin, f. G a e t a (Mart. Mich. Charl. Gaudin, Herzog von).

Gaudy (Franz Bernh. Heinr. Wilh., Freiherr von), bekannter deutscher Dichter, aus einer schot. Familie, war am 19. Apr. 1800 zu Frankfurt an der Oder geboren und der Sohn eines preuß. Generallieutenants. Seine wissenschaftliche Bildung erhielt er im Collège français zu Paris, dann auf der Landeschule Pforta. Im J. 1818 trat er in das preuß. Heer und avancirte sehr bald zum Offizier. Des einformigen Friedensdienstes in den kleinen poln. Garnisonen überdrüssig, nahm er 1833 seinen Abschied und privatisirte hierauf, mit literarischen Arbeiten beschäftigt, in Berlin. Eine gewisse Unruhe, eine Zerfallenheit mit der Welt, trieb ihn in seinen letzten Jahren mehrmals nach Italien. In Berlin starb er am 6. Febr. 1840. In seinen frühern Liedern zeigte er sich als Nachahmer der Heine'schen Liederform; später erhob er sich zu selbständigern Äußerungen seines Talents und war zuletzt besonders glücklich in Chansons, worin er die Thorheiten der Zeit mit ergötzlichem Humor persiflirte und durch Leichtigkeit des Tons, Behendigkeit und populäre Schlagkraft des Wises an die Art Beranger's erinnerte. Der Liberalismus fand an ihm in jüngster Zeit einen wackern Partisan, indem er zwar Schmerzlich fühlte, daß die Autorität des Adels mit seinem Reichthum gebrochen war, jedoch einmal hierüber zum Bewußtsein gelangt, alle feudalistischen Träume aufgab und nur noch von den liberalen Ideen der neuern Zeit, die er mit Eifer und Feuer ergriff, das Heil der Zukunft erwartete. Zu seinen frühern, zum Theil noch unreifen Arbeiten gehören „*Erato*“ (Glogau 1829; 2. Aufl., 1838), „*Gedankensprünge eines der Cholera Entronnenen*“ (2. Aufl., Glogau 1832), „*Schildbagen*“ (Glogau 1834) und „*Korallen*“ (Glogau 1834). Schon üppiger rauschten die Quellen seines Talents in der Novelle „*Desangano*“ (Lpz. 1834) und in den „*Kaiserliedern*“ (Lpz. 1835), worin er, bereits formell durchgebildet, Napoleon feierte. Früchte seiner ersten 1835 nach Italien gemachten Reise waren die zum Theil sehr anmüthig geschriebene Reisebeschreibung

„Mein Römerzug“ (9 Bde., Berl. 1836) und die recht launige Novелlette „Aus dem Tagebuche eines wandernden Schneidergesellen“ (Lpz. 1836). Auch die „Venetianischen Novellen“ (2 Bde., Bunzlau 1838) verdanken den Einflüssen des ital. Lebens und Himmels ihre Entstehung. Seiner letzten Periode gehören noch die „Novellen“ (Berl. 1837) und die „Lieder und Romanzen“ (Lpz. 1837) an. Eine Sammlung seiner „Sämmtlichen Werke“ besorgt sein Freund Arthur Mueller (Bd. 1 und 2, Berl. 1845). Nach Schwab's Rücktritt war G. mit Chamisso Redacteur des „Deutschen Musenalmanachs“; auch übersezte er Einiges aus Niemcewicz und Mickiewicz, aus dem Altfranzösischen die Gedichte der „Clotilde von Wallon-Chaly's“ (Berl. 1837) und mit Chamisso Beranger's „Lieder.“

Gaugamela, eine Ortschaft in Assyrien, 12 — 15 M. von Arbela (s. d.) entfernt. Auf der Ebene, wo es lag, lieferte Alexander (s. d.) dem Darius Codomannus (s. d.) im Oct. 331 die Schlacht, in welcher der Letztere besiegt und zu der Flucht, auf der er seinen Tod fand, genöthigt wurde. Alexander hatte ein Heer von 40000 M. zu Fuß und 7000 Reitern, Darius soll nach Einigen 400000 M. zu Fuß und 100000 Reiter, nach Andern das Doppelte dieser Zahl gehabt haben, dazu 200 Sichelwagen und 15 Elefanten. Die Angabe, daß 300000 Perfer gefallen seien, ist gewiß übertrieben; nach Curtius waren es nur 40000, der Verlust der Macedonier wird von diesem zu 300, von Diodor zu 500, von Arrian nur zu 100 angegeben.

Gaumen (palatum) heißt die horizontale Scheidewand zwischen Mund- und Nasenhöhle, welche von den beiden Oberkiefer- und Gaumenknochen (ossa palatina) gebildet wird, die von der Schleimhaut überzogen sind. Von dem hinteren Ende des Gaumens hängt vertical eine bewegliche, häutige und muskulöse Platte herab, welche die Mundhöhle vom Schlunde trennt und den Namen Gaumenvorhang oder Gaumensegel (velum palatinum) erhalten hat. Das Gaumensegel endet in der Mitte nach unten mit einem kegelförmigen Anhänge, dem sogenannten Zäpfchen (uvula), und geht nach beiden Seiten in eine Art Bogen, und von diesen wieder jeder in zwei Falten über, eine vordere und eine hintere, die Gaumenbögen oder Gaumensäulen (arcus palatini) genannt, zwischen denen unten die Mandeln (tonsillae) liegen. Die verschiedenen Theile des Gaumens sind sowohl zum Sprechen als zum Schlingen mehr oder weniger unentbehrlich. Dies bemerkt man besonders dann, wenn diese Theile ganz oder stellenweise zerstört oder durch eine ursprüngliche Mißbildung fehlerhaft beschaffen sind. Letzteres findet bei dem sogenannten Wolfserachen und der Hasenscharte (s. d.) statt.

Gaunersprache, s. Nothwälsch.

Gaupp (Ernst Theod.), ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu Breslau, geb. am 31. Mai 1796 zu Kleincaffron bei Mauden in Niederschlesien, besuchte die Ritterakademie zu Liegnitz, als der Aufruf des Königs von Preußen an sein Volk auch ihn in die Reihen der freiwilligen Kämpfer führte, in denen er 1813—15 zuerst als freiwilliger Jäger, später als Offizier diente. In die Heimat zurückgekehrt, studirte er seit 1816 zu Breslau, Berlin und Göttingen. Im J. 1820 trat er in Breslau als Privatdocent auf, wo er 1821 eine außerordentliche Professur erhielt. Mit königlicher Unterstützung machte er 1822 eine wissenschaftliche Reise, als deren Resultat er die Schrift „Quatuor folia antiquissimi alicujus Digestorum codicis rescripta“ (Bresl. 1823) herausgab. Später wendete er sich vorzugsweise dem schon früher von ihm mit vorherrschender Neigung gepflegten germanischen Rechte zu, für welches er 1826 zum ordentlichen Professor ernannt wurde, und in dessen Bereich fast Alles gehört, was er seitdem geschrieben hat, so namentlich „Über deutsche Städtegründung, Stadtverfassung und Weichbild im Mittelalter“ (Zena 1824), „Das alte magdeburgische und hallische Recht“ (Bresl. 1826), „Das schles. Landrecht“ (Lpz. 1828), „Miscellen des deutschen Rechts“ (Bresl. 1830), „Lex Frisionum“ (Bresl. 1832), „Das alte Gesetz der Thüringer“ (Bresl. 1834) und „Recht und Verfassung der alten Sachsen“ (Bresl. 1837). Namentlich ist er in dem Gebiete, welchem die drei letzten Schriften angehören, ganz heimisch. In dem unter den preuß. Juristen entstandenen Streite über die Provinzialgesetzbücher und den Particularismus des Rechts gab er seine Stimme in der pseudonym erschienenen Schrift „Über die Redaction der Provinzialgesetzbücher in der preuß. Monarchie; ein Botum von Eremita Constanis“ (Lpz. 1838) ab.

Gauß (Karl Friedr.), Hofrath und ordentlicher Professor der Astronomie zu Göttingen, einer der größten Mathematiker, geb. am 23. Apr. 1777 in Braunschweig, gab schon auf der Schule so deutliche Beweise großer Talente, daß er die Aufmerksamkeit des Herzogs Karl Wilh. Ferdinand von Braunschweig auf sich zog, der seine fernere wissenschaftliche Ausbildung auf alle Weise unterstützte. Nachdem er seit 1799 zu Braunschweig privatistirt hatte, ward er 1807 zum Professor in Göttingen und 1816 zum Hofrath ernannt. Bereits in seiner Doctordisputation 1799 zeigte er seinen Scharfsinn dadurch, daß er die frühern Bemühungen, den Hauptsatz der Algebra zu beweisen, einer scharfen Kritik unterwarf und selbst einen neuen, strengen Beweis desselben lieferte. Noch glänzender entwickelte er seine Kräfte in den „Disquisitiones arithmeticae“ (Lpz. 1801, 4.), einem Werke voll der feinsten mathematischen Speculation, durch welches die höhere Arithmetik mit den schönsten Entdeckungen bereichert worden ist. Als zu Anfange des 19. Jahrh. die neuen Planeten entdeckt wurden, fand G. neue Methoden zur Berechnung ihrer Bahnen, unter denen namentlich die Methode der kleinsten Quadratsummen berühmt geworden und einer sehr allgemeinen Anwendung fähig ist. Er veröffentlichte dieselbe in seiner „Theoria motus corporum coelestium“ (Hamb. 1809, 4.), die viel dazu beigetragen hat, dem um diese Zeit erwachenden Sinne für genauere und folgerichtiger Benützung der astronomischen Beobachtungen die rechte Richtung zu geben. Auch seine „Theoria combinationis observationum erroribus minimis obnoxiae“ (Gött. 1823, 4.) war eine wesentliche Bereicherung der Wissenschaft. Seit der Vollendung der neuen göttinger Sternwarte widmete er sich auch astronomischen Beobachtungen. Im Auftrage der Regierung setzte er die dän. Gradmessung im Königreiche Hannover fort, bei welcher Gelegenheit er die Entdeckung machte, die entferntesten Stationen durch reflectirtes Sonnenlicht mittels des von ihm erfundenen Heliotrops (s. d.) sichtbar zu machen. Später war er eifrig mit Beobachtungen über den Erdmagnetismus beschäftigt, und die Regierung hat ihm zu diesem Behufe ein kleines Gebäude nahe an der Sternwarte als magnetisches Observatorium erbauen lassen. Durch seine und Wilh. Weber's Arbeiten auf diesem Felde, namentlich durch die von ihm gelieferte Theorie des Erdmagnetismus, ist dieser schwierigen Lehre eine ganz neue Gestalt gegeben und alles früher Geleistete ganz in den Schatten gestellt worden. Dieselben sind enthalten in den von beiden Forschern seit 1837 jährlich herausgegebenen „Resultaten aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins“, sowie in dem „Atlas des Erdmagnetismus“ (Lpz. 1840). Gegenwärtig beschäftigt sich G. vorzugsweise mit der Theorie der Geodäsie, über welche er eine Reihe einzelner Abhandlungen zu liefern gedenkt, deren erste er bereits im J. 1843 in der göttinger Societät der Wissenschaften vorgelesen hat, wie denn die Commentarien dieser Societät eine große Zahl tiefsinniger Abhandlungen von G. enthalten, die eine wahre Zierde derselben bilden und auch in sprachlicher Hinsicht als Muster aufgestellt werden können.

Gavotte hieß ein altes, zum Tanz angewandtes Tonstück von munterm Charakter, das seinen Namen von einem franz. Gebirgsvölkchen, den Gavots, erhalten hat. Es bestand aus zwei Reprisen, fing im Auftakt an und stand im Allabrevetakt. Die Gavotten waren ehemals gleich der Menuett auch in Sonaten, Suiten u. s. w. eingeführt, da man sich nicht genau an die äußere Form band, die sie als Tanzstücke hatten.

Gay (John), geb. 1688 zu Warrstaple in Devonshire und in der Schule seiner Heimat gebildet, machte seinen ersten dichterischen Versuch in „Rural sports“ (Lond. 1711), einer anziehenden Schilderung ländlicher Ergötzlichkeiten und einer seiner besten Leistungen, die ihm Pope's Freundschaft erwarb. Im J. 1712 trat er als Secretair in die Dienste der Herzogin von Montmouth, und 1714 begleitete er den Grafen von Clarendon als Gesandtschaftssecretair nach Hannover. Er starb in London am 4. Dec. 1732 und wurde in der Westminsterabtei begraben, wo der Herzog von Queensberry ihm ein Denkmal setzen ließ, zu welchem Pope die Aufschrift fertigte. Sein zweites literarisches Product war die Pöffe „Trivia or the art of walking the streets of London“ (Lond. 1712). Seine Parodie der Idyllen vom Ambrose Philips in „The shepherd's week“ (Lond. 1714) ist ebenso reich an Witz als an naturtreuen ländlichen Schilderungen, die er jedoch absichtlich bis zur Platttheit getrieben hat. Auch seine „Town eclogues“ sind Parodien. Die beiden dramatischen Versuche „What d'ye call it?“ und „Three days after marriage“ (1715) blieben ohne Beifall;

desto glücklicher war er mit der 1720 veranstalteten Sammlung seiner Gedichte. Das Trauerspiel „The captives“ (1724) wurde zwar günstig aufgenommen, aber größern Beifall erwarben ihm seine Fabeln (1726), die er zum Unterricht des Herzogs von Cumberland schrieb und die alle frühere Versuche engl. Dichter in dieser Gattung verdunkelten. Noch mehr stieg sein literarischer Ruhm durch seine „Beggars opera“ (1727), die 63 mal nacheinander aufgeführt wurde und fortwährend auf der Bühne lebt. Eine Fortsetzung derselben, „Polly“, durfte nicht aufgeführt werden; seine Freunde ließen sie jedoch drucken. Auch G.'s Episteln sind reich an schönen Einzelheiten, aber zu seinen besten Leistungen gehören doch seine Lieder. Seine Dichtungen erschienen unter dem Titel „Poetical works“ (3 Bde., Lond. 1797; 2 Bde., 1806) und eine Sammlung seiner dramatischen Werke zu London 1760.

Gay-Lussac (Nic. Franç.), Mitglied der Akademie der Wissenschaften und Professor am naturhistorischen Museum zu Paris, gleich berühmt als Chemiker und als Physiker, geb. zu Saint-Léonard im Departement Obergrenne am 6. Dec. 1778, wurde 1816 Professor an der Polytechnischen Schule und 1832 am Naturhistorischen Museum. Seit 1830 war er zu wiederholten Malen Mitglied der Deputirtenkammer, und 1839 erhielt er die Pairswürde. Wir verdanken ihm eine Menge der wichtigsten Entdeckungen im Gebiete der Physik und Chemie, unter denen wir hier nur seiner Versuche über Ausdehnung der Gase und Dämpfe durch Wärme, über das specifische Gewicht und die Wärmecapazität der Gasarten, über die Metalle der Alkalien, den Blausäurestoff, das Jod, Chlor, der Versuche mit der Volta'schen Säule u. s. w. gedenken. Einen großen Theil seiner frühern chemischen Versuche hat er in Verbindung mit Thénard angestellt und in den „Recherches physico-chimiques, etc.“ (2 Bde., Par. 1811) bekannt gemacht; seine übrigen Entdeckungen finden sich meist in den „Annales de chimie“, den „Annales de chimie et de physique“ und in dem „Bulletin de la société philomatique“. Unter seinen einzeln erschienenen Schriften sind zu erwähnen die mit Alex. von Humboldt gemeinschaftlich gearbeiteten „Mémoires sur l'analyse de l'air atmosphérique“ (Par. 1804), „Cours de physique“, herausgegeben von Grosselin (Par. 1827), und „Cours de chimie professé à la faculté des sciences de Paris, contenant l'histoire des sels, la chimie végétale et animale“, herausgegeben von Gaultier de Claubry (2 Bde., Par. 1828).

Gaza, gegenwärtig auch *Nazze* genannt, eine ziemlich blühende Stadt von ungefähr 5000 E., in dem südwestlichen Winkel Syriens am Meer, hart an der Wüste gelegen, der erste Ort auf dem Wege von Aegypten nach Palästina, war schon im hohen Alterthume zur Zeit der Eroberung Kanaans durch die Israeliten eine wichtige Stadt. Sie gehörte ursprünglich den Philistern, spielte in der Geschichte Simson's eine große Rolle und wurde dann dem Stamme Juda zu Theil, bei dem sie auch nach manchen Wechselfällen in den zwischen den Israeliten und Philistern geführten Kriegen blieb. Sie theilte bis auf die neueste Zeit herab alle Schicksale Palästinas (s. d.), wurde von Alexander dem Großen erobert und nach ihm von Judas Makkabäus. In den Kriegen unter den Römern wurde sie zerstört, von Konstantin dem Großen wieder aufgebaut und zum Sitz eines Bischofs gemacht. Von Bedeutung wurde sie wieder in den Kreuzzügen; auch im ägypt. Feldzuge Napoleon's und in dem letzten Kriege mit dem Vicekönig von Aegypten war sie von Wichtigkeit.

Gaza (Theoborus), ein gelehrter Grieche in Italien, geb. 1398, kam als Flüchtling, als seine Vaterstadt Thessalonika 1430 in die Gewalt der Türken gekommen war, nach Italien. Zu Mantua erlernte er unter Victorinus von Feltra die lat. Sprache, die seine zweite Muttersprache wurde, trat dann 1440 als öffentlicher Lehrer zu Ferrara auf und wurde 1451 von Papp Nikolaus V. nebst andern Gelehrten nach Rom gerufen, wo der Cardinal Bessarion ihn in sein Gefolge aufnahm. Nach Nikolaus' Tode lebte er zu Neapel am Hofe des Königs Alfons; später begab er sich nach Rom, hierauf nach Ferrara, zuletzt nach Calabrien, wo er 1478 starb. Zur Verbreitung des Studiums der griech. Sprache und Literatur im Abendlande hat er nicht bloß durch seinen mündlichen Unterricht, sondern auch durch seine lat. Übersetzungen griech. Schriftsteller, besonders des Aristoteles, sowie durch griech. Übersetzung einiger Schriften des Cicero, wie „De senectute“, des „Somnium Scipionis“, ganz besonders aber durch eine griech. Grammatik in vier Büchern (Ven. 1495, Fol.; zuletzt 1803) gewirkt.

Gaze ist der Name einer Art von Geweben, deren Eigenthümlichkeit darin besteht, daß die Fäden in einer gewissen Entfernung voneinander gehalten werden, also vierseitige Maschen zwischen sich lassen. Bei näherer Betrachtung bemerkt man, daß die einfach scheinenden Kettenfäden allemal zu zwei dicht beieinander liegen und sich zwischen jeden Schußfaden einmal kreuzen, wodurch jener Effect entsteht. Die Stühle zum Weben der Gaze sind oon den für einfache leinwandartige Zeuge nur durch den die erwähnte Kreuzung erzeugenden Theil, den sogenannten Perlkopf, verschieden.

Gazelen, s. Ghazelen.

Gazelle, s. Antilope.

Geäße, s. Äßung.

Gebern, vom pers. Worte Ghebr, das, vom arab. Kasir abzuleiten, gleich diesem und dem türk. Shiaur einen Ungläubigen bedeutet, werden von den Mohammedanern die noch in Asien übrigen Bekenner der Religion Zoroaster's (s. Persische Religion) genannt, die auch Atesch-Yorest oder Feueranbeter und Parsen und Madschus heißen, jenes wegen ihrer Abstammung von den alten Persern, dieses wegen ihres Zusammenhangs mit den alten Magiern (s. d.). Diese Religion, die nach Alexander dem Großen während der Herrschaft der Seleuciden und der Arsaciden in Persien aufgehört hatte, die herrschende zu sein, wurde vom Gründer der sassanidischen Dynastie, Ardeschir-Babekan, um 225 n. Chr. wiederhergestellt, jedoch schon wieder um die Mitte des 7. Jahrh. nach der Eroberung Persiens durch die Araber gesürzt. Letztere führten den Islam mit Gewalt ein und verfolgten die Feueranbeter aufs grausamste, die sich größtentheils zum Islam bekehren mußten. Nur einem kleinen Theil gelang es, in den höchsten Gebirgen von Farsistan, wohin er sich geflüchtet, seinen alten Glauben zu bewahren; ein anderer Theil flüchtete sich auf Schiffen nach Guzurate in Indien, wo er, von den Hindus freundlich aufgenommen, sich niederließ und bis auf den heutigen Tag eine bedeutende Gemeinde bildet; ein dritter Theil hielt sich mehre Jahrhunderte lang in den gebirgigen Provinzen südlich und südöstlich vom Kaspischen Meer unter eigenen Fürsten bis ins 15. Jahrh. auf, und in Herat und Ghur gestatteten ihnen die dortigen Fürsten freie Religionsübung. Allein Mahmud und der Ghasnevide und Tamerlan verfolgten die Feueranbeter aufs schrecklichste, rotteten eine große Anzahl derselben in Persien und Indien aus und zerstörten ihre heiligen Bücher und Feuerherde, Atesch-Kah genannt. Schah Abbas der Große vertrieb sie im Anfange des 17. Jahrh. aus ihren Sizen am Elbursberg in Aserbeidschan und aus ihren Dörfern um Ispahan. Die Umwälzungen, denen Persien im 18. Jahrh. unterlag, zogen neue Verfolgungen auf sie herab und bewogen sie zu neuen Auswanderungen. So kommt es, daß in Persien nur noch wenige Gebern, und zwar in einem höchst gedrückten Zustande, leben, die meisten im Gebiet von Yezd, wo man ihre Zahl auf 8000 angibt. Da sie hier der Regierung einen starken Tribut entrichten, so werden sie auch ein wenig besser als anderwärts behandelt und stehen unter einem eigenen, aus ihrer Mitte gewählten Oberhaupt, das die Geschäfte eines Oberpriesters und Richters vereinigt und in letzterer Beziehung nach ihren alten Gesetzen Recht spricht. Auch um die Naphthaquellen von Baku, die eines ihrer größten Heiligthümer sind, wohnen noch einige Gebern; in Ispahan und Teheran gibt es nur einige Familien. Zahlreicher als in Persien sind sie gegenwärtig in Indien, wohin sie sich aus ihrer alten Heimat geflüchtet. Es gibt deren daselbst an den Ufern des Indus, in Multan und in Guzurate, ja selbst auf der Insel Pulo-Pinang. Am zahlreichsten sind sie in den Städten Bombay, wo man ihre Zahl auf 10000, und in Surate, wo man sie auf 15000 Seelen angibt; in beiden Städten bilden sie unter dem Schutze der Engländer eine eigene Körperschaft und neben den wenigen Europäern den reichsten und angesehensten Theil der Einwohnerschaft. Der größte Theil des Grundeigenthums und des Handels ist daselbst in ihren Händen, und ihre Thätigkeit, Intelligenz und Redlichkeit, ihr wohlthätiger Sinn und ihre Reichthümer haben ihnen einen großen Einfluß verschafft. Bei Sonnenaufgang sieht man sie in weißen wollenen Gewändern herbeiströmen, um durch ihren Freudenruf die ersten Strahlen des heiligen Gestirns zu begrüßen, sowie sie am Abend zusammenkommen und sich demüthig niederwerfen, wenn es untergeht. Die gegenwärtige Religion der Gebern entfernt sich ein wenig von der echten Zoroaster's, was sich aus der Unterbrechung ihres unmittelbaren Zusammenhangs

mit dieser durch Verfolgung und Unterdrückung, aus dem Verluste des größten Theils ihrer heiligen Bücher (s. *Zendavesta*) und dem Vergessen ihrer alten Sprache und Traditionen erklärt. Sie dürfen nur Eine Frau, und zwar nur ihres Glaubens, heirathen und kennen weder Vielweiberei noch Scheidung. Obgleich ihre Frauen sich nicht verschleiern, so genießen dieselben doch des Rufs strenger Keuschheit. Ebenso unterscheiden sie sich von den Muselmännern, daß sie alle Arten geistiger Getränke und Speisen essen dürfen. Ihre Todten setzen sie auf besonders angelegten Todtenäckern, horizontal mit dem Kopf nach Osten auf eigene Gefelle gelegt, so lange der Luft aus, bis sie entweder von den Raben verzehrt oder von der Sonne ausgetrocknet sind. Dann erst beerdigen sie die Überreste in einer gemeinschaftlichen Grube. Sonst zeigen sich die Hebern durch ihre Sanftmuth, religiöse Entsamung, Unterwerfung unter die Geseze des Landes, Wohlthätigkeit und Rechtchaffenheit aus. Überall sprechen sie die Sprache des Landes, und nur bei ihrem Gottesdienst brauchen sie die Zendsprache, die von ihnen als heilige Sprache verehrt, aber nebst dem Pehlwi ebenso, wie von den Juden das Hebräische, von ihren Priestern erlernt werden muß. Diese, welche ziemlich zahlreich sind, zerfallen in drei Grade, in Herbed, Mobed und Desiur, von denen die erstern den niedrigsten, die leztern den höchsten bilden. Sie sind im Ganzen durchaus nicht fanatisch, obschon sie sehr empfindlich gegen alle Einmischung in ihren Cultus und noch mehr gegen Proselytenmacherei sind. Vgl. Rhode, „Die heilige Sage der alten Baktrier, Meder und Perfer u. s. w.“ (Frankf. 1820).

Gebet kann der Wortbedeutung nach eigentlich nur von Bitten, an Gott gerichtet, gebraucht werden. Da aber die Bitten häufig auch mit Dank für schon empfangene Wohlthaten und mit Preis der Güte Gottes verbunden sind (Lob- und Dankgebete), so hat der Sprachgebrauch den Begriff erweitert, und man nennt Gebet jede Anrede an Gott, welche Gott um etwas bittet oder ihm für etwas dankt oder seine Güte preist. Es kann innerlich in bloß gedachten oder auch äußerlich in ausgesprochenen Worten (Stills und Lautes Gebet) bestehen, und es kann die Anrede von dem Betenden selbst gebildet sein (Herzengesbet), oder nach einer von Andern ausgesprochenen Formel (Formulargebet) geschehen. Der Betende, indem er Erhörung, d. i. Gewährung seiner Bitte, hofft, setzt nothwendig voraus, daß Gott allgegenwärtig, allwissend und allmächtig sei. Da diese Eigenschaften allen Geschöpfen fehlen, so können und dürfen die Gebete nur an Gott gerichtet werden, und bilden daher einen Theil der Anbetung, die Gott allein zukommt. Aus diesem Grunde und weil uns die heilige Schrift mit unsern Gebeten überall an Gott selbst verweist, halten es die Protestanten nicht für erlaubt, zu einem Andern als zu Gott zu beten, während die Katholiken auch die Engel und die Heiligen anrufen, daß sie bei Gott als Fürsprecher auftreten sollen. Das Gebet, wenn es rechter Art sein soll, muß andächtig sein (s. Andacht), würdigen Inhalts, nämlich daß wir uns von Gott nur erbitten, was wir glauben, daß es seiner Weisheit und Güte gemäß sei, und endlich ergeben und bescheiden, d. h. daß wir Gott die Erhörung heimstellen. Abergläubisch wird das Gebet, wenn man der Gebetsformel selbst eine zauberische Wirksamkeit auf Gott, oder der oftmaligen Wiederholung derselben eine besondere Wirkung zuschreibt oder Gott durch das Versprechen gewisser freiwilliger Dienstleistungen (s. Gelübde) zur Erhörung bewegen zu können glaubt. Die Erhörung des Gebets ist die Gewährung des Gebetenen von Seiten Gottes. Manche haben an der Erhörung gezweifelt und daher alles Bitten zu Gott für überflüssig gehalten. Sie meinten, wie z. B. Rousseau, Gott habe den Weltlauf von Ewigkeit unabänderlich geordnet, daher er ihn um der Bitte der Menschen willen nicht abändern könne, und es müßte dann der Naturlauf durch ein Wunder unterbrochen werden. Doch die ganze Vorstellung von einem geordneten mechanischen Naturlaufe ist völlig grundlos. Wäre sie aber auch gegründet, so könnte man immer noch sagen, Gott habe das Gebet von Ewigkeit vorhergesehen und den Naturlauf zu dessen Erfüllung eingerichtet. Andere meinten, da Gott unveränderlich und allweise sei, so könne sich sein Wille um unseres Gebets willen nicht ändern, und er könne nur Eins thun, nämlich das Beste, was er auch thue, ohne gebeten zu werden. Doch die Vorstellung, daß Gott nur Eins thun könne und nur Eins das Beste sei, ist ohne Grund, indem Gottes Wille auf verschiedenen, oft selbst entgegengesetzten Wegen zur Vollführung kommt. Gott kann daher Gebete erhören ohne dadurch veränderlich zu werden. Das Gebet ist auch von allen gebildeter

Völkern, namentlich den Griechen und Römern, für religiöse Pflicht angesehen worden. Dem Christen ist es in der heiligen Schrift und durch das Beispiel Christi ausdrücklich geboten und darf daher nicht unterlassen werden. Auch ist es eine natürliche Folge des kindlichen Vertrauens, das wir Gott bezeigen sollen, daß wir ihn um Alles bitten, obgleich wir wissen, daß er uns dasselbe auch ohne unser Bitten gewähren will, und daß wir ihn für das Empfangene danken, obgleich wir wissen, daß er es uns nicht um dieses Danks wegen gegeben hat. Das Gebet ist daher eine Pflicht des kindlichen Sinns gegen Gott, als unsern Vater. Es ist aber auch für uns Bedürfnis, denn es erhebt, heiligt, tröstet und stärkt die Seele, wenn es inbrünstig und andächtig ist. Nur darf man nicht glauben, daß man Gott eine Ehre erweise, oder ihn zur Erhörung nöthigen könne, wenn man recht viel und anhaltend bete, oder daß er, wie ein Mensch, nachgeben müsse, wenn man ihn mit Bitten bestürme.

Gebhard, Kurfürst und Erzbischof von Köln, aus dem gräflichen Hause der Truchsesse von Waldburg, geb. am 10. Nov. 1547, wurde bei dem geringen Güterbesitze seiner Familie zum geistlichen Stande bestimmt und erwarb sich eine gründliche Bildung und gute Kenntnisse. Er machte seine Studien zu Ingolstadt, Dillingen, Bourges, Bologna und Rom. Schon 1562 wurde er Domherr in Augsburg, 1567 in Strasburg und 1570 in Köln, 1574 Dechant in Strasburg, 1576 Dompropst in Augsburg und 1577, obchon der Herzog Ernst von Baiern sein Mitbewerber war, zum Erzbischof von Köln erwählt. Arglistige Gegner, denen er schon seiner zum Protestantismus sich hinneigenden Gesinnungen wegen verdächtig erschien, brachten ihn sehr bald in übeln Ruf, den seine Liebe zur schönen Gräfin Agnes von Mansfeld nur vermehren konnte. Nach vielfachen Kämpfen mit dem Capitel kam er zu dem Entschlusse, zur protestantischen Kirche überzutreten, worauf er sich 1582 mit der Gräfin Agnes vermählte. Er suchte nun die protestantische Lehre in seinem Lande einzuführen und dasselbe als weltliches Kurfürstenthum zu behalten, wurde jedoch, da das Capitel sich deshalb beim päpstlichen Stuhle beschwerte, abgesetzt. Noch hielt er sich, von einigen protestantischen Fürsten unterstützt, eine Zeit lang gegen seinen Nachfolger, den Erzbischof Ernst von Baiern. Nachdem er aber 1584 seine letzte Feste, Bonn, hatteräumen mußte, zog er sich nach Holland zurück, wo er am 21. Mai 1601 unbeerbt starb. Seine Lebensgeschichte lieferte Barthold im „Historischen Taschenbuch“ (Neue Folge, Jahrg. 1, Sp. 1840).

Gebirge, s. Berge.

Gebirgsartillerie nennt man eine solche, welche nur auf den Krieg im hohen Gebirge eingerichtet ist und deshalb von der gewöhnlichen Feldartillerie bedeutend abweicht. Die Geschütze sind von ganz leichtem Kaliber und bestehen gegenwärtig fast ausschließlich in zwölfpfündigen Haubitzen (Berghaubitzen, obusiers de montagne). Sie sind zum Auseinandernehmen eingerichtet und werden dann in ihren einzelnen Theilen auf Maulthieren fortgebracht. Da indes der Transport auf Maulthieren stets viele Unbequemlichkeiten hat, so ist jedes Geschütz auch noch mit einer kleinen Prose, mit niedrigen Rädern und Gabeldeichsel versehen, um es auf günstigem Terrain durch die Maulthiere ziehen lassen zu können. Die franz. Gebirgsartillerie in Afrika hat sich gegen die Araber und Kabylen außerordentlich nützlich bewiesen, besonders im Anfange des Kriegs, wo die Eingeborenen mit der Wirkung der Granaten noch unbekannt waren.

Gebirgskrieg. Der Krieg im Gebirge unterliegt besondern Regeln, weil er mit eigenthümlichen Umständen und Schwierigkeiten verbunden ist, die beim Kriege in der Ebene nicht vorkommen. Aus diesem Grunde bedarf er auch eines eigenen sorgfältigen Studiums. Man hat lange Zeit die Meinung gehabt, daß große Gebirge der Vertheidigung eines Landes Vorschub leisteten, und daß man sie nur zu besetzen brauche, um dem Feinde das Eindringen zu erschweren, bis die neuere Kriegsgeschichte das Falsche einer solchen Theorie dargethan hat. Der Erzherzog Karl von Osterreich war der Erste, dem wir über die Führung des Gebirgskriegs richtige Grundsätze verdanken. Das wirkliche Gebirge oder das Hochgebirge macht nicht nur andere strategische Einleitungen nothwendig, sondern verändert auch theilweise die Taktik und Fechtart der Truppen. Früher hielt man die Besetzung des Hauptrückens und aller über denselben führenden Wege für unerlässlich, wodurch man seine Kräfte zersplitterte und in den so verderblichen Gordenkrieg gerieth. (S. Cor don.) Gegenwärtig ist man

davon zurückgekommen, behält den Hauptrückden nur mit leichten Truppen als Beobachtungsposten besetzt und stellt sich mit den Massen rückwärts an geeigneten Punkten (Straßenknoten) auf, um dem Feinde, wenn er auf einer oder der andern Straße in das Gebirge eindringen will, entgegenzugehen, von allen Seiten anzugreifen und zu vernichten. So einfach dies zu sein scheint, so lehrt doch die Erfahrung, daß im Gebirge der Angreifende im Vortheil ist. Gelingt es ihm, den Vertheidiger zu täuschen, ihn durch verstellte Angriffe irgendwo in das Gebirge hineinzulocken, während man auf Seitenstraßen ihn umgeht und ihm in den Rücken zu kommen sucht, so ist der Erfolg kaum zweifelhaft. Nächstdem, daß der Gebirgskrieg mehr als jeder andere eine genaue und vollständige Terrainkenntniß, große Besonnenheit und schnellen Entschluß der Anführer verlangt, müssen auch die Truppen einen mehr als gewöhnlichen Grad der taktischen Ausbildung, vor Allem aber eine große Hingebung und Ausdauer besitzen, weil sie im Gebirge mit Schwierigkeiten, Mühseligkeiten und Entbehrungen zu kämpfen haben, die man in der Ebene kaum dem Namen nach kennt.

Gebläse heißen diejenigen Vorrichtungen, in denen atmosphärische Luft aufgefangen, gesammelt, zusammengedrückt und durch längere oder kürzere Röhrenleitungen in die Form der Schmelzöfen, Herde u. s. w. geführt wird. Die Röhre, in welcher sich die Windleitung endigt und durch welche der Wind in die Form und durch diese in den Schmelzraum geleitet wird, heißt die Düse. Häufig werden mehre Gebläse miteinander verbunden, indem der Wind zuvörderst in einen Windkasten und aus diesem erst in den Schmelzraum geführt wird. Bei allen Gebläsen liegt der Mechanismus zum Grunde, die in einem Behältniß aufgefangene Luft auszupressen und es gleich wieder mit atmosphärischer Luft zu füllen. Jedes Gebläse muß daher zwei Öffnungen (Ventile) haben; die eine, um die atmosphärische Luft einzulassen, und eine andere, um die zusammengedrückte Luft abzuleiten; beide aber müssen sich wechselseitig öffnen und schließen. Man unterscheidet: 1) **Gebläse mit biegsamen Wänden**, wohin die Blasebälge an den Orgeln und in Schmieden gehören; 2) **hölzerne Bälge**, bei denen sich der pyramidale Oberkasten um den unbeweglichen Unterkasten auf- und niederbewegt und dadurch einen Raum von veränderlicher Größe abgrenzt, welcher bei der höchsten Erhebung des Oberkastens sich mit atmosphärischer Luft anfüllt, die beim Niederdrücken desselben ausgepreßt wird; 3) **Kasten- und Cylindergebläse**, von denen die erstern, meist von Holz, in parallelepipedischen, die letztern, meist von Gußeisen, in cylinderröhrigen, entweder an einer oder an beiden Seiten verschlossenen Räumen bestehen, in welchen sich ein Kolben auf- und niederbewegt; 4) **Tonnengebläse**, aus rotirenden, innen mit Scheidewänden und Ventilen versehenen, zum Theil mit Wasser gefüllten Tonnen bestehend; 5) **Kettengebläse**, erfunden vom kurhess. Oberberggrath Henschel, bestehend in gußeisernen, unten nach der Kettenlinie gebogenen und in einem Wasserkasten hängenden, oben offenen Röhren, durch die sich, oben über Räder hängend, mittels des Drucks des darauf fallenden Wassers, Scheiben bewegen, welche die atmosphärische Luft mit fort- und in den unten befindlichen Sammelkasten führen; 6) **Wassertrommelgebläse**, bestehend in verschlossenen, über eine Wasserfläche gestellten, unten offenen Kasten oder Tonnen, welche mit Röhren in Verbindung gesetzt sind, durch die Wasser herabfällt, welches die in den Röhren befindliche Luft in die Kasten treibt, aus denen sie in die Ofen oder Herde geführt wird; 7) **Wasserfäulengebläse**, ebenfalls von Henschel erfunden, und 8) **Windradgebläse**.